This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DB
74.6
.A25
1878

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Kaiser Josefs II.

unvergeßliche Gedanken, Aussprüche und Bestrebungen

in seinen eigenen Worten.

Kaiſer Joſefs II.

unvergeßliche Gedanken, Ausſprüche und Beſtrebungen

in ſeinen eigenen Worten.

Herausgegeben

von

Ernſt Leiſtner.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Kaiſer Joſef II.

in ſeinen eigenen Worten.

Kaiſer Joſef II.

in ſeinen eigenen Worten.

I.

Josef als Kaiser und Selbstherrscher.

„Der Staat hat mich nicht zum Kaiser gemacht, damit ich meines Leibes pflege und an mein Wohlergehen denke, sondern damit ich für ihn arbeite und seinem Wohlergehen jede Stunde meines Lebens weihe. Ich bin nur der erste Beamte meines Staates, und wenn ich nicht mehr die Kraft habe, meine Schuldigkeit zu thun, so muß ich mich pensioniren lassen und in ein Kloster gehen wie Karl V."

(Hä.)

„Ist es nicht Unsinn, zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besaßen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren abgetreten haben? Mußten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Ebenso absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande; Millionen Menschen seien für ihn und nicht er für sie gemacht, um

ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfnisse des Staates gedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden, sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, nach Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

(Zum Entwurf einer allgemeinen Steuerregulirung, 1785.)

„Wie kann man denn hoffen, seinem Volk ein guter und brauchbarer Herrscher zu werden, wenn man nicht einmal das kennt, was das Volk besitzt, und darnach ermessen kann, was ihm fehlt? Es ist Ihre Pflicht, Sire! alles zu kennen und zu prüfen, nicht das allein, was in Paris existirt, sondern Sie müßten Frankreich alle Jahr durchreisen, in jeder der großen Städte einige Tage residiren und genaue Kenntnisse sammeln von den Wünschen und Bedürfnissen jeder Provinz und jeder Stadt."

(Zu König Ludwig XVI., 1777 in Paris.)

„Ich habe die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht."

(Oktober 1781.)

(Der „philosophische" König, Friedrich II., sagt entgegengesetzt: „Wenn ich eine Provinz recht empfindlich strafen wollte, ließe ich sie durch einen Philosophen regieren.")

(Br.)

„Ich ſtrebe nicht nach Popularität und liebäugle nicht um den Beifall des Volkes, ſondern ich erlaube mir nur, ganz einfach ſo zu ſein und zu leben, wie es meinen Neigungen angemeſſen iſt. Ich bin ganz natürlich, und ich trage die Ueberzeugung im Herzen, daß der natürliche Zuſtand nicht der eines Kaiſers oder Königs, ſondern der eines Menſchen iſt. Nach dieſer Ueberzeugung handle ich.“

(Paris 1777.) (Ash.)

„In einem Reiche, das ich regiere, muß, nach meinen Grundſätzen beherrſcht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß ſeiner angebornen Freiheiten eingeſetzt werden.“

(Februar 1781.) (Br.)

„Mein größtes Glück wäre: freien Männern zu gebieten.

(Pg.)

„Ich bin einem jeden ohne Unterſchied der Perſon und des Ranges Gerechtigkeit ſchuldig.“

(1770.)

„Nach einem ſolchen Beinamen geize ich; es gibt keinen ſchöneren, als Vater ſeines Volkes zu heißen!“

— ſprach Joſef aus, als er 1777 vor dem Standbild Heinrich's IV. auf der neuen Brücke zu Paris lange mit entblößtem Haupte geſtanden.

„Man muß aufrichtig am Hofe, ſtreng im Felde, ein Stoiker ohne Härte und großmüthig ohne Schwäche ſein und ſich durch gerechte Handlungen die Achtung ſeiner Feinde erwerben; — das ſind meine Geſinnungen."

(Dezember 1787.) (Br.)

„Wenn es einſtens Neronen und einen Dionys gab, der über die Schranken ſeiner Macht hinausging, wenn Tirannen geweſen, die einen Mißbrauch von der Gewalt gemacht, die ihnen das Schickſal in die Hände gab, iſt es darum billig, daß man, unter dem Vorwand von Beſorgniſſen, die Rechte einer Nation für die Zukunft zu bewahren, einem Fürſten alle möglichen Hinderniſſe in ſeinen Regierungsanſtalten in den Weg legt, die nichts anders als das Wohl und das Beſte ſeiner Unterthanen zum Endzweck haben?"

(An einen Freund, Oktober 1787.) (Br.)

„Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überſchritten worden und der Privathaß

seine Rolle gespielt, so kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedauere, die weiter nichts als Könige gewesen."

(An van Swieten, Dezember 1787.) (Br.)

„Ein Vortheil, den Privatleute über Fürsten haben, besteht darin, daß ihre Pflicht im allgemeinen so klar erscheint, daß sie sich nicht irren können, und die Linie so bestimmt vorgeschrieben ist, daß sie derselben folgen können, wenn sie wollen. Ganz anders ist der Fall mit uns. Wir befinden uns oft in Lagen, wo wir gar viele Dinge in Betracht ziehen müssen, wo eine Menge verschiedener, wichtiger, dringender, scheinbar widersprechender Pflichten hervortreten, welche zu vereinigen sehr schwer ist. In solchen Fällen, in der Mitte solcher Verlegenheiten bleibt es schwer, wo nicht unmöglich, eine Bestimmung zu treffen, die keinem Einwande unterläge, oder einen Entschluß zu fassen, der auch nur dem eigenen Gemüthe des Beschließenden ganz genügte."

(Ueber die Theilung Polens.) (Kau.)

„Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen, mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmals Beweise davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenschaft sei; daß ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den

Abſichten näher bringen, die ich mir vorgeſetzt habe, und demungeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widerſetzlichkeiten von ſolchen, von welchen ich es am wenigſten vermuthen konnte.“

(1788.) (Br.)

„Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht; als Regent muß ich den ganzen Umfang meines Staates vor Augen haben, den ich mit einem Blick umfaſſe, und kann auf die ſeparaten Stimmen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allzeit Rückſicht nehmen. — Das Privat-Beſte iſt eine Chimäre, und indem ich auf einer Seite verliere, um meinem Vaterlande damit ein Opfer zu bringen, kann ich auf der anderen Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen.“

(An einen Freund, Oktober 1787.) (Br.)

„Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moraliſch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorſehung dazu beſtimmt ſei, mein Diadem mit all der Laſt der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, ſo müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Los meiner Tage und der Wunſch, nicht zu ſein, diejenige meiner Empfindungen ſein, die ſich unwillkürlich meinem Geiſt darſtellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Abſichten in meinem Innerſten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einſtens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiiſcher dasjenige

unterſuchen und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan."

(An einen Freund, Oktober 1787.) (Br.)

„Ich habe glücklicherweiſe weder Weib noch irgendwelchen anderen Anhang, bin mithin frei, ohne Sorgen noch Unruhe; ich kann den Pflichten obliegen, welche ich zu erfüllen habe. Die Liebe zum Vaterlande, das Beſte der Monarchie, das iſt in Wahrheit die einzige Leidenſchaft, welche mich beſeelt und welche mich alles unternehmen macht. Ich habe mich ſo mit derſelben verbunden, daß meine Seele nicht ruhig ſein kann, noch mein Körper ſich wohl befinden, wenn ich nicht von ſeinem Beſten und von der Güte der Maßregeln, welche wir ergriffen, überzeugt ſein kann. Nichts erſcheint mir klein oder geringfügig in dieſer bedeutenden Sache, jeder Theil intereſſirt mich gleichmäßig; ich bin nicht mehr für das Militärweſen als für die Finanzen eingenommen."

(An Leopold II., Juli 1768.) (Br.)

„Das Geſchäft zu regieren iſt ſchwerer, als man ſich vorſtellt: Man kann nicht aller Welt genugthun, und ſtets gibt es Unzufriedene; man muß ſich mit ſeinen Pflichten beſchäftigen, die ohne Zahl ſind, und oft, wenn man ſie zu erfüllen geglaubt hat, ſieht man, daß man ſich getäuſcht. Man iſt des erſten Glücks des Lebens beraubt, deſſen: Freunde

zu haben. Ich habe mich indeſſen in dieſer Beziehung nicht zu beklagen. Ich habe eine Mutter, welcher ich alles ſchulde; ſie hat ſich mit nichts beſchäftigt als dem Wohl ihrer Unterthanen und der Erziehung ihrer Kinder. Sie iſt eine Frau voller Geiſt, Weisheit und Tugend; ich kenne an ihr keinen anderen Fehler als den, nicht genug auf ſich ſelbſt zu rechnen."

(Paris, 1777.)

„Leben Sie zufrieden als ein Weiſer, genießen Sie alle Reize Ihres Privatſtandes und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht."

(Mai 1779, nach dem Frieden des bairiſchen Erbfolgekrieges zu Teſchen, womit Joſef höchſt unzufrieden war.) (Br.)

„In der großen Ordnung der Dinge iſt das Herrſchen ein Amt und Handwerk. So wie mich die Vorſehung zu dieſem Berufe beſtimmte, mußte ſie mir auch die dazu nöthigen Eigenſchaften geben. Ein Herrſcher braucht nur hilfreiche Arme; dieſe aber recht anzuwenden und zu leiten, muß Sache ſeines Kopfes ſein."

(Joſef folgte ſehr gern nur ſeinen eigenen Anſichten und betrachtete die, welche ſeine Rathgeber hätten ſein können, mehr nur als ſeine Werkzeuge.) (Br.)

„Es iſt ſchwer, immer Perſonen zu finden, die das Weſentliche von der Sache ins rechte Licht zu ſtellen wiſſen, und die die Geſchicklichkeit und Geduld haben, die Wahrheit bis zur Ueberzeugung einleuchtend darzuſtellen. Unterdeſſen will ſich jeder das Anſehen geben, als habe er etwas entdeckt, indem er die Sache nach ſeinem Geſichtspunkt beurtheilt und damit endigt, daß er falſche Berichte macht, die zum Irrthum verleiten. — Es iſt noch beſſer, weniger zu wiſſen, als ſich einer Menge Perſonen bedienen, die die Sache mehr zu verwirren als aufzuklären im Stande ſind.

(An d'Alton, Mai 1789.) (Br.)

„So wie ich nichts eifriger wünſche als die Wohlfahrt der meiner Regierung anvertrauten Völker, ſo wird jener Weg zu dieſem Ziele mir der angenehmſte ſein, den die Uebereinſtimmung der Nation als den ſicherſten anpreiſt."

(1790, an die Ungarn, bei Zurückgabe der alten Verfaſſung bis 1780.)

„Die Regenten fliehen die Wahrheit, und ich ſuche ſie feſtzuhalten."

(Car.)

„Jede Erinnerung, von wem ſie kommt, von einem Mitgliede, Fremden, Genannten oder Ungenannten, auf

welche Weiſe ſie gemacht werde, mündlich oder ſchriftlich, im geheim oder durch den Druck im Angeſicht aller Welt, wird willkommen ſein, wird mit Erkenntlichkeit angenommen werden; und man hofft, durch die Gelehrigkeit für nutzbare Bemerkungen und Vorſchläge das Publikum zu überführen, daß man nichts ſo ſehnlich wünſcht, als dem Inſtitute (der Armenpflege) mit der Zeit diejenige Vollkommenheit zu geben, deren es fähig und die es, wenn je eine öffentliche Anſtalt es war, zu erhalten würdig iſt."

(1. Auguſt 1783.) (C. j.)

„Schätzbare Wahrheiten habe ich von den Chefs, ſowie von jederman immer mit Vergnügen aufgenommen. Täglich und ſtündlich war ihnen meine Thür offen, theils um ihre Vorſtellungen anzuhören, theils ihre Zweifel aufzuklären."

(Sogen. kaiſerlicher Hirtenbrief, Ende 1783.)

„Jede Vorſtellung, die man mir macht, es ſei um die einzelne Glückſeligkeit des Menſchen oder die Gerechtſame einer ganzen Nation, muß mir durch unwiderſprechende Beweiſe aus der Vernunft dargethan werden, wenn ſie mich zur Abänderung einer bereits getroffenen Entſchließung bringen ſollte."

(An die Ungarn, 1784.)

„In dem Laufe des menſchlichen Lebens, wenn man ſolches beobachtet, ſieht man gar zu oft, daß nach Verbeſſern und nach Vervollkommnen ſtreben das Gute und Nutzbare, ſo man hatte, verſchwinden macht.“

(Br.)

„Einer ſeiner Räthe ſtellte einſt dem Kaiſer vor, daß es im Publikum allgemeine Beſchwerde ſei, daß er in ſeinen Entſchlüſſen, beſonders inbetreff von Beſtrafungen, etwas zu eilfertig wäre. Joſef antwortete: „Ich erinnere mich keines Falles, wo ich mich deſſen ſchuldig gemacht hätte, wol aber erinnere ich mich mehrerer, wo ich mich mit Belohnungen übereilt habe.“ Etwas betroffen entgegnete der Rath: Ew. Maj. hatten doch ſchon mehrmals ſelbſt wieder Ihre Verordnungen widerrufen, welches Allerhöchſtderſelben eben nicht zur höchſten Ehre angerechnet worden iſt. — Joſef erwiderte darauf: „Es mußte mir doch immer einleuchtend geweſen ſein, daß ich mich vorher geirrt habe, und dann mußte es mir auch immer zur größeren Ehre gereicht haben, daß ich es widerrufen habe, als wenn ich es bei meinem Irrthum hätte bewenden laſſen. Zudem dient jedes Widerrufen eines Monarchen ſeinen Unterthanen zum Beiſpiele, daß er nicht vergeſſen hat, ſich auch als einen fehlenden Menſchen zu erkennen. Und dies kann ihm nie zur Unehre gereichen.“

(Sch.)

„Ich bin überzeugt, daß Redlichkeit die weiseste und gesündeste Staatskunst ist. Denn obwol man dadurch einige scheinbare Vortheile des Augenblicks einbüßen mag, welche weniger gewissenhafte Menschen ergreifen dürften, so bleibt man doch zuletzt immerdar im Gewinn."

(Kau.)

„Wenn man verkehrte Begriffe und Vorliebe für Personen und nicht blos für das Geschäft und für das allgemeine Wohl hat, so werden ganz natürliche Sachen verunstaltet und das Nutzbare für unmöglich erklärt."

(Br.)

„Virtute et exemplo!" (Durch Manneskraft und Beispiel) — der Wahlspruch Josef's.

„Das ist, so scheint mir, das wahre und einzige Mittel, die Monarchie zu vertheidigen und ihr einen langen Frieden zu sichern, daß man immer an den Krieg denkt."

(An Maria Thereſia, 3. April 1761.)

„Es koste, was es wolle, wenn nur Menschenblut geschont wird."

(Cor.)

„Ich habe weder Urſache noch Luſt zum Kriege, ſondern ich ſuche meinen Ruhm blos in der Beförderung des Wohlſtandes meiner Unterthanen."

(1781.) (Bu.)

„Ein klarer und richtiger Steuerfuß iſt eines Landes größtes Glück; durch ihn ſammelt man auf die billigſte und wohlfeilſte Art den Bedarf des Staates, und ſo kann man Gutes ſtiften."

„Jeder ſoll nur in ſo weit belegt werden (mit Steuern), als es die unumgängliche Nothwendigkeit der Sicherheit, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die innerliche Ordnung und mehrere Aufnahme des ganzen Staatskörpers fordert. — Jeder Bürger trägt nicht für den Ueberfluß, ſondern nur für das Bedürfniß des Staates bei."

(Sogen. kaiſerlicher Hirtenbrief, Ende 1783.)

„Als Grundregeln bei Beſtimmung einer Steuer ſchrieb der Kaiſer Februar 1782 vor: „Daß nicht mehr eruirt, als das Surrogatum für die Finanzen und Landesſtelle bedarf; daß die Perzeptionsart ſo ſimpel, ſo leicht als möglich und an den Regiekoſten die größte Erſparniß geſucht werde; daß die Plackereien, beſonders bei den Viſitationen der Häuſer, möglichſt

vermieden werden; daß die Vermöglicheren am mehrſten belegt und der ärmſte Theil, beſonders der Produzent, verſchont bleibe."

„Der Landmann, welcher die größten der allgemeinen Bedürfniſſe zu tragen verbunden iſt, hat auch ein vorzügliches Recht auf den Schutz ſeines Königs."

(Juni 1785.)

„Gott ſoll mich behüten, daß ich nicht das Erbtheil der Armen und die Gelder, die zur Gottesverehrung beſtimmt ſind, antaſte! Wenn man meiner Perſon das, was des Kaiſers iſt, gibt, ſo muß ich ohne Zweifel Gott geben, was Gottes iſt."

(Car.)

„Was der Allgemeinheit eines Staates oder der Mehrzahl der Menſchen wohlthut, nur dies iſt wahrhaft gut; um ſo viel mal die Zahl der Landleute jene aller übrigen Stände übertrifft, um ſo viel mal mehr muß der gerechte Fürſt jene hilfloſen, durch Unwiſſenheit armen, durch Armuth furchtſamen, durch Furchtſamkeit mißhandelten Geſchöpfe geſetzlich ſchirmen und decken."

(Zur Aufhebung der Leibeigenſchaft in Böhmen, Mähren und Schleſien, 1. November 1781.) (Schn.)

„Von allem, was ich unternehme, will ich auch gleich die Wirkung empfinden. Als ich den Prater und Augarten

zurichten ließ, nahm ich keine jungen Sproſſen, die erſt der Nachwelt dienen mögen; nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und mein Mitmenſch Vergnügen und Vortheil finden können."

(P3.)

„Der Fürſt ſoll nicht einzelne mit Vorliebe, ſondern die Geſammtheit mit Gleichheit bedenken."

„Meine Wächter ſind meine Unterthanen; auf ihrer Liebe beruht meine ganze Sicherheit."

(Zu Namur 1781, als er die ihm von der Stadt geſtellten Wachen zurückſchickte.) (Bu.)

„Außer meiner Seelenkraft bedarf ich keiner Sicherheit, und nur das allgemeine Beſte habe ich unausweichlich zum alleinigen Ziele."

„Ich wollte wünſchen, daß Sie in das Innerſte meines Herzens ſehen könnten; Sie würden finden, wie wehe es mir thut, daß ich nicht jederman glücklich machen kann. Seien Sie verſichert, daß ich aus allen meinen Kräften mich beſtreben werde, es ſo weit zu bringen."

(An den Stadtrath von Luxemburg 1781.) (Bu.)

„Die Menſchen verlangen mit Ungeſtüm eine Freiheit, die ihnen nachtheilig würde, da die wenigſten hievon Kenner des Gebrauchs derſelben ſind. Möchten alle, die zur Erziehung und zum Volkswohl mit beitragen können, dem Unterthan darſtellend machen, daß die meiſten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeizes einiger wenigen ſeien, daß dieſe das Volk zur Ausführung ihrer Abſicht gebrauchen, und daß der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müſſe."

(September 1787.) (Br.)

„Danken Sie mir nicht, es iſt meine Pflicht, Verdienſte zu belohnen."

„Ich belohne mit Vergnügen und ſuche die kleinſten Gelegenheiten auf, wo man ſich hervorthut; aber ich halte mich auch verbunden, um den Unterſchied bemerkbar zu machen, diejenigen, die Fehler begehen, zu ſtrafen."

(1789.) (Car.)

„Wenn ich es einmal werde dahin gebracht haben, daß die Ungarn die wahren Verhältniſſe zwiſchen dem König und den Unterthanen allgemein anerkennen; wenn ich alle geiſtlichen und weltlichen Mißbräuche werde abgeſtellt, wenn ich Thätigkeit und Induſtrie erweckt, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum anderen mit Straßen

und ſchiffbaren Kanälen werde verſehen haben, wie ich es hoffe; wenn dann die Nation mir ein Monument errichten will, dann möchte ich es vielleicht verdient haben, und dann werde ich es auch mit Dank annehmen."

(An den Magiſtrat von Ofen, Juni 1784.)

Nach anderer Quelle:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beſte der Monarchie beigebracht ſein; wenn jederman in einem gleichen Maße das Seinige mit Freuden zu den Bedürfniſſen des Staates, deſſen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbeſſerte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geiſtlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Geſetzen; wenn eine bündigere Juſtiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbeſſerten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Intereſſes des Herrn gegen ſeine Unterthanen und dieſer gegen ihren Herrn; wenn die Induſtrie, Manufakturen und deren Vertrieb und Zirkulation aller Produkte in der ganzen Monarchie unter ſich werden eingeführt ſein, wie ich es ſicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehrenſäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch meine zur leichteren Ueberſicht getroffene Ueberſetzung der Stellen dahin einen mehrer Vertrieb ihrer Weine und einen höheren Zins ihrer Häuſer erhält."

(An den Magiſtrat von Ofen, Juni 1784.) (Co.)

„Vergeſſen Sie, daß Sie den Souverän vor ſich haben, denken Sie ſich in mir blos Ihren und der Nation Freund, und reden Sie frei, wie Sie denken.“

(An die Deputation der Niederlande 1787.)

„Jetzt, meine Herren, iſt die Ceremonie geendet. Sie ſind keine Abgeordneten mehr; wir ſind alle Bürger, Sie werden wol die Güte haben, mich als einen ſolchen anzuſehen. Es wird mir ſehr lieb ſein, mich zu unterrichten, und Ihnen nicht unlieb, mich anzuhören. Wenn man mit mir geſprochen, hat man mich nie taub gegen die Vernunft gefunden. Beſuchen Sie mich; — was wir uns einander ſagen werden, wird keine Folgen haben; jeder von uns wird vollkommen frei ſein.“

(Zu den Deputirten der öſterr. Niederlande, 15. Aug. 1787.) (Pg.)

„Als Kurfürſt ſind Sie einer der erſten Fürſten des Reiches. Vergeſſen Sie, daß der Imperator Ihr Bruder und Sie ein Prinz meines Hauſes ſind; opfern Sie ſich ganz dem Vaterland und Ihrem Volk. Die Würde des Erzbiſchofs iſt Charakter des Schickſals; als ein weiſer Mann unterwerfen Sie ſich der Nothwendigkeit; erfüllen Sie Alles, was Ihre Beſtimmung fordert, und nehmen Sie ſich hierin den großen Ganganelli zum Muſter, welcher das hohe Prieſterthum mit dem Diadem auf eine ſolche Art vereinigte, daß ſeine Regierung ein ewiges Denkmal für Rom ſein wird. — Sie

ſind von der Vorſehung auf einen Thron geſetzt, auf dem Sie nun darthun müſſen, Sie wären ſeiner würdig! Erinnern Sie ſich jener weiſen Grundſätze, die Ihnen in Ihrer Erziehung beigebracht wurden; zeigen Sie in der Regierung Ihres Volkes den Geiſt des Vaters und die Güte unſerer Mutter; und wenn Sie einſt aufhören zu ſein, werden die Thränen Ihrer Unterthanen die ſchönſten Blumen auf Ihrem Grabe ſein."

(An den Erzherzog Maximilian, Kurfürſten von Köln, ſeinen jüngſten Bruder, April 1784.) (Br.)

„Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Beſtreben Ihres Gemahls, ihm die Liebe ſeines Volkes zu erwerben. Laſſen Sie nichts unverſucht, um ſich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu verſichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigſte Geſchenk der Vorſehung für das Reich der Franken ſein."

(An ſeine Schweſter, Königin von Frankreich. Mai 1774.) (Br.)

„Der öſterreichiſche Staat hat keine Schweſter" (ſagte Joſef, als man ihm zu einer bewaffneten Intervention in Frankreich rieth, wo bei den Oktoberſcenen in Paris ſeine Schweſter, die Königin, von dem Pöbel Mißhandlungen erduldet hatte).

„Wenn man Einmiſchungen und Anempfehlungen fremder Herren auch in inneren Angelegenheiten Gehör geben

wollte, ſo hörte man auf, Herr in ſeinem eigenen Hauſe zu ſein; mithin iſt dieſes Geſuch lediglich abzuweiſen."

(Juli 1786, gegen ein Fürwort des Markgrafen von Ansbach und Bayreuth.) (Mey.)

„Entweder obſiegen oder untergehen — das iſt meine Deviſe, und wenn die Streitkräfte nicht ausreichen, über welche ich jetzt befehle, ſo werde ich andere ſchicken. Meine Lage iſt nicht zu beſchreiben, aber mein Muth erhält mich."

(Juli 1787, an Leopold II.)

„Alle Anordnungen, die ich meinem Generalgouvernement (der Niederländiſchen Provinzen) aufgetragen habe, zielten einzig und ohne den mindeſten Anſchein eines perſönlichen Intereſſes zum größeren Vortheil meiner getreuen Unterthanen ab, ohne daß ich dadurch die verſchiedenen Korporationen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wollte. Alle meine Schritte müſſen Euch von der Wahrheit dieſes Satzes überzeugen, wenn Ihr noch fähig ſeid, ihnen die ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen."

„Ich will als Vater und Menſch, der viel verzeihen kann, dasjenige, was bisher vorgegangen iſt und Ihr Euch zu thun unterfangen habt, nur allein Mißverſtändniſſen und falſchen Auslegungen meiner Abſichten zuſchreiben, die durch

ſolche Perſonen erzeugt und ausgeſtreut worden ſind, welche mehr ihrem Eigennutz als dem allgemeinen Wohl anhängen und nichts zu verlieren haben."

(An die Deputation der Niederlande 1787.)

„Es thut mir weh, daß einige übelgeſinnte Perſonen noch immer die gute Ordnung ſtören. Es gehört hierzu eben ſo viel Standhaftigkeit als Geduld, und ich empfehle Ihnen ſehr, niemals zu vergeſſen, die eine mit der anderen abwechſeln zu laſſen; mit dem Miniſter ſich immer darüber zu vergleichen, daß Sie, wenn es die Umſtände erfordern, mehr Strenge zeigen und er mehr Nachgeben blicken laſſe, da dieſe Vermiſchung gewiß alles Gute hervorbringen wird."

(An General Graf von Alton, Oberbefehlshaber der Truppen in den Niederlanden, April 1788.)

„Da mir die lange Dauer der Streitigkeiten in den Niederlanden höchſt zuwider iſt, und ich ſehe, daß ſich das Uebel nur vermehrt, wenn man es noch länger wirken läßt, ſo bin ich entſchloſſen, den gemachten Schwierigkeiten in der Güte oder mit Strenge mit einmal ein Ende zu machen. Wenn ſich dies thun läßt, ohne daß man genöthigt iſt, Gewalt zu brauchen, ſo iſt es deſto beſſer, wo nicht, ſo muß man dieſelbe zu rechter Zeit brauchen, aber mit Standhaftigkeit und Nachdruck, und ſich nicht lange beſinnen, ob man es thun ſoll; oder anfangen und nicht endigen, ſondern, wenn

unternahm es aus Stolz; ſie ſuchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das Uebrige thaten Zeit und Umſtände, Freundſchaft und Leidenſchaft und eine Portion Eitelkeit mitunter. — Stanislaus war ein gutgeſinnter Mann; er träumte wie der Abt von St. Pierre, und hätte, wäre es möglich geweſen, von ſeinem Luneville aus der ganzen Erde Friede geboten. — Die Majeſtät aus Stockholm hatte andere Urſachen; Guſtav ward in Frankreich mit Würde behandelt und ſchrieb nach ſeiner Rückkunft ſo zärtliche Briefe nach Paris und an den Hof zu Verſailles, daß man ihm das Kompliment zu machen genöthigt war, außer dem König wäre er ein ſehr liebenswürdiger Privatmann. — So denke ich über dieſe Gegenſtände."

(An van Swieten, Dezember 1780.)

„So ſehr ich die Schöngeiſter haſſe, ſo ſehr liebe ich die wahrhaft Gelehrten."

(G.-H.)

„Die Jagd iſt eine Beluſtigung, welche ſich die Fürſten ſo ſelten als möglich erlauben ſollten, denn ſie fördert nicht das Wohl des Unterthanen, ſondern iſt ihm ſchädlich, weil ſie das Gemüth zerſtreut und Gelegenheit gibt, ernſthaftere Beſchäftigungen zu vernachläſſigen."

(Paris, 1777.)

„Ich ſpiele niemals, denn ein Fürſt, wenn er beim Spiele verliert, verliert von dem Gelde ſeiner Unterthanen.“

(Paris, 1777.)

Der Kaiſer war einſt bei einem auswärtigen Fürſten zu Gaſte, als dieſer einem alten Landesgebrauche gemäß eine ganz lächerliche Ceremonie mitzumachen hatte. Nachdem dieſe vorüber war und der Fürſt ſelbſt mit Joſef ein Geſpräch darüber anfing, ſagte der Kaiſer: „Aber wie könnte ich als ſouveräner Landesfürſt in einem ſo aufgeklärten Jahrhundert mich noch zu ſo etwas bequemen?!“ — Der Fürſt meinte: „„Meine Einkünfte, die ich von meinen Unterthanen beziehe, verdienen es immer, daß auch ich mir auf Rechnung ihrer Schwachheiten etwas gefallen laſſe.““ — „Auch ich,“ erwiderte Joſef, „beziehe meine Einkünfte von meinen Unterthanen; allein ich glaube, eben dieſe ſo reichlichen Einkünfte verdienen oder vielmehr fordern es von mir, daß ich meine Unterthanen von ihren Schwachheiten heilen ſolle.“ — „„Dies mag allerdings richtig ſein,““ entgegnete der Fürſt, „„allein ich habe es mir in meiner Jugend öfter vorſagen laſſen müſſen, die Schwachheit der Unterthanen ſei die Stärke der Souveräne.““ — „So,“ fiel ihm Joſef in die Rede, „ſo wie ich es in meinem Mannesalter erfahren mußte, daß die Schwachheit der Souveräne die Stärke und endlich auch die Uebermacht der Unterthanen ausmache.“

(Sch.)

„Als man Bedenken trug, die giftige Schmähſchrift des ſatiriſchen Franz Kratter: „Briefe über den gegenwärtigen Zuſtand Galiziens", drucken zu laſſen und deshalb den Kaiſer ſelbſt befragte, antwortete Joſef: „Warum nicht, wenn dieſe Pfeile nur gegen mich gerichtet ſind? Ich habe wol noch andere auszuhalten!"

(Pg.)

„Als eine kleine Schrift erſchien, worin der Kaiſer als Despot geſchildert wurde, zu eben der Zeit, als dieſer Freiheiten gab, ſeinen Unterthanen erlaubte, frei von Land zu Land zu ziehen, ohne Abzugsgeld u. dgl., bemerkte Joſef nur darüber: „Dieſer Mann gibt ſeine Schrift nicht zur rechten Zeit heraus, und das, was mir am meiſten leid dabei thut, iſt, daß er ſie nicht verkaufen wird."

(Car.)

„An der den Evangeliſchen eingeräumten Kirche des ehemaligen Königsklofters fand man eine Schrift des Inhalts: „Dieſer Tempel war einſt zum Dienſt des allmächtigen Gottes von den frömmſten Beherrſchern Oeſterreichs eingeweiht, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes; aber es plünderte darin die Kirchenſchätze — es zerſtreute in alle Welt die Gott geheiligten Nonnen — jener Verführer der Braut Chriſti und Schwächer reiner Jungfrauen, des Martin Luther treuer Anhänger und Nachfolger, Joſef II., ein Lutheraner — uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben; ein berüchtigter Verächter

der heiligen Kirchengeſetze, begünſtigt und befördert er alle Ketzereien und iſt ſelbſt ein Mann von keiner Religion. Nun hat er — ein ſeit Jahrhunderten unerhörtes Beiſpiel — eben dieſen Tempel unter der Maske der Tugend zum Sammelplatz der Gräuel verkauft und angewieſen." — Joſef ließ dieſe Schrift drucken und zum Beſten der evangeliſchen Kirche verkaufen.

„Laſſen Sie ſich durch das Gefühl der Dankbarkeit nie ſo weit erweichen, daß Sie in meiner Geſchichte etwas verſchweigen; denn die öffentliche Kundmachung der Fehltritte der Monarchen wirkt immerfort Gutes auf Generationen hinaus, und nur dann würden Sie gegen mich undankbar ſein, wenn Sie dies Gute verhindern wollten." Dies ſoll Joſef zu einem Manne geſagt haben, den er kurz vor ſeinem Tode mit der Verfaſſung ſeiner Lebensgeſchichte beauftragte, und dem er nebſt Material dazu zugleich die Belohnung einhändigte. Der Kaiſer war auf den befähigten Mann aufmerkſam geworden, weil letzterer in einer Broſchüre die allgemein bekannten Fehler des Kaiſers in ſehr auffallendem Tone gerügt hatte. Es wurde zwar das Gerücht ſeiner Beſtrafung ausgeſprengt, er aber im Gegentheil vom Kaiſer belohnt und in vertraute Dienſte genommen.

(Sch.)

„Ich kann mein Betragen hierbei (Frieden zu Teſchen, womit Joſef durchaus unzufrieden war) mit jenem von

Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzug mit ſeiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er ſtieg zwar auch zu Schiff, war aber der letzte, der es that. Ich bin wie einer der venetianiſchen Generale, der im Krieg ihre Landarmee kommandirt, und in dieſer Abſicht die Beſtallung der Republik erhält. Wenn die Feldzüge vorbei ſind, bekommt er eine Penſion.

(An einen Freund, Mai 1779.) (Br.)

„O leſen Sie mir dieſes Kapitel noch einmal! Ich muß es mir einprägen, denn ich werde, wenn ich einſt zur Regierung kommen werde, Selbſtkenntniß und Kenntniß der Menſchen ſehr nöthig haben."

(Joſef als Knabe zu ſeinem Lehrer über Bellegard's Buch über Selbſt- und Menſchenkenntniß.) (Co.)

„Kinder, was wundert ihr euch darüber? bin ich nicht euer Vater, euer Freund?" antwortete Joſef, als die Niederländer erſtaunt ausriefen: Seht nur, wie gütig, wie leutſelig, wie herablaſſend er iſt.

(G.-H.)

Ein auswärtiger Miniſter bewunderte des Kaiſers Herrſchertalente; dagegen erwiderte Joſef: „Laſſen Sie die Talente weg; ich thue, was ich kann, und man wird mir nicht

vorwerfen, daß ich nicht alles thue, was in meinem Vermögen ſteht; aber ich werde faſt von niemand unterſtützt, ſowol in den Anlagen als in der Ausführung. Staatsbeamte, Dikaſterien, Große, Kleine, der Adel, die Bürger, die Prieſter, die Mönche, alles häuft Hinderniſſe über Hinderniſſe auf, und ſo wird der Gang der Maſchine gehemmt."

(1787.)

Der Kaiſer fragte einmal, wie er dies täglich zu thun pflegte, einen ſeiner beſoldeten Vertrauten: „Was wird in der Stadt von mir geſprochen?" — Der Mann berichtete offen: „„Der größte Theil ſagt unter anderem, Eure Majeſtät wären mehr grauſam als gütig."" Joſef erwiderte: „Dies iſt mir ſehr lieb, denn es beweiſt mir, daß der größte Theil mit ſeinem Nebenmenſchen Mitleiden hat."

In einer zahlreichen Verſammlung zu Paris pries eine Dame begeiſtert den amerikaniſchen Kongreß und die heldenmüthige Ausdauer der Nationalmilizen; Joſef hörte ſtillſchweigend zu. Verletzt darüber, fragte die Dame ihn: „Was denken Sie davon, Herr Graf" (Incognito: Graf v. Falkenſtein); „und auf welche Seite ſtellen Sie ſich?" — „„Ei nun, Madame,"" erwiderte Joſef, „„ich habe ſchon meine Stellung, ich bin Royaliſt.""

(Paris 1777.) (Pg.)

(Nach anderer Quelle antwortete Joſef einfach:)

„Ich muß geſtehen, bei meinem Gæwerbe ziemt es mir, Royaliſt zu ſein.“

(G.-H.)

„Wer mich liebt, wird für mich beten; die mich aber nicht lieben, will ich nicht zum Beten nöthigen.“

(Damit verbot Joſef öffentliche Gebete für ſich bei ſeinem vorausſichtlichen Tode.)

„Man hat öffentliche Gebete für die Wiederherſtellung meiner Geſundheit angeordnet. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß mich der größte Theil meiner Unterthanen nicht liebt. Wozu können ſomit Gebete nützen, welche das Herz nicht fühlt, die es ſogar Lügen ſtraft?“

(Kurz vor ſeinem Tode.) (Pg.)

„Lieber Freund! Ich bin von dem Ausdrucke Ihrer Theilnahme innig gerührt; allein was kann ich bei den Verhängniſſen der Vorſehung anders thun, als mich denſelben unterwerfen? — Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in dieſem gefährlichen Zeitpunkte mein Vaterland, das mir ſo ſehr am Herzen liegt.“

(An Kaunitz, 19. Februar 1790.) (Bu.)

„Ich befehle, daß die gegenwärtige Schrift, welche meinen letzten Willen enthält, nach meinem Tode öffentlich bekannt gemacht werde, und bitte die, welchen ich gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, als Christen oder als Menschen mir zu verzeihen. Ich bitte sie, zu bedenken, daß ein Monarch auf dem Throne sowie der Arme in seiner Hütte ein Mensch ist, und alle beide demselben Schicksal unterworfen sind."

(16. Artikel des Testamentes Josef's II.)

„Ich bedaure den Thron nicht; eine einzige Erinnerung lastet auf meinem Herzen, daß ich nämlich mit aller Mühe, die ich mir gegeben, wenig Glückliche und viel Undankbare gemacht habe."

(Eine der letzten Aeußerungen Josef's.)

„Ich fürchte mich vor dem Sterben nicht, Sie können frei sprechen; aber es wäre für meine Staaten nicht gut, überrascht zu werden."

(Zu seinem Arzt Quarin, 1790.)

Am letzten Morgen las der Beichtiger am Bett des sterbenden Kaisers Gebete; bei den Worten: „Wir verlassen uns auf den Glauben, die Hoffnung und die Liebe", wiederholte Josef das Wort „Glaube" sehr laut, das „Hoffnung"

langſamer aber deutlich, und das Wort „Liebe“ mit der größten Glut. „Wir wollen hier innehalten!“ ſagte er dann. „Dieſes Buch wird mir nicht mehr dienen. Ich ſchenke es Ihnen, behalten Sie es mir zu Liebe.“

Als der Beichtiger das Gebet angefangen: „Gott, Dich loben wir u. ſ. w.,“ unterbrach ihn der ſterbende Kaiſer und ſagte: „Herr, der Du allein mein Herz gekannt haſt, Dich rufe ich zum Zeugen. Ja, alle meine Unternehmungen haben keinen anderen Zweck gehabt als das Wohl und den Vortheil der Unterthanen, deren Pflege Du mir anvertraut haſt. Dein Wille geſchehe!“

(Ps.)

Des Kaiſers letzte Worte waren zum Beichtvater: „Beten Sie: in Deine Hände, o Herr, empfehle ich meine Seele!“ und für ſich: „Ich glaube meine Pflicht als Menſch und Regent erfüllt zu haben.“

(Bu.)

„Hier liegt Joſef II., welcher in allen ſeinen Unternehmungen unglücklich war.“

(Seine ſelbſtverfaßte Grabſchrift.)

2.

Josef gegen Papst, Rom und Geistlichkeit, Jesuiten und Mönchsthum.

„Es ist eigentlich kein Streit zwischen mir und dem Papste, weil dieser gar kein Recht hat, über die inneren Einrichtungen, welche ich kraft meiner landesfürstlichen Macht in kirchlichen Sachen gutfinde, irgend etwas zu sagen. Wenn daher der Papst zu der Duldung der Nichtkatholischen, zu der Einziehung mehrerer Klöster und zu anderen Dingen seine Einwilligung unter einigen Modifikationen anbietet, so ist dies mir zwar sehr angenehm, daß der Papst diese Einrichtungen mit seinem Beifall beehrt, aber dessen Einwilligung bedarf ich nicht, und auf die vorgeschlagenen Modifikationen kann ich mich gar nicht einlassen."

(Bei Anwesenheit des Papstes in Wien, März 1782.) (Bu.)

„Ich beabsichtige, mich vom römischen Hofe völlig unabhängig zu machen, und fürchte weder den zu erregenden Zwiespalt in der Kirche noch den Namen eines Schismatikers;

im voraus habe ich allen Widerſtand berechnet und bin verſichert, daß ich ihn überwinden werde; der Zuſtimmung meiner Biſchöfe gewiß, hoffe ich mit ihrem Beiſtande die Sache durchzuſetzen und mein Volk zu überzeugen, daß es katholiſch bleiben könne, ohne römiſch zu ſein."

(Zu Azara, dem ſpaniſchen Geſandten in Rom, Dezember 1783. — Dieſen beabſichtigten Bruch gab indeß der Kaiſer auf und ſuchte auf dem Wege der Güte ſeinen Zweck zu erreichen.)

„Ich würde es geltend gemacht haben" (ſein Recht auf Rom als römiſcher König), „aber aus Hochachtung für die Religion und für denjenigen, der das Haupt davon iſt, enthielt ich mich allezeit, das geringſte Verlangen danach zu bezeigen. Es iſt weit beſſer gethan," fügte Joſef lachend hinzu, „den Sultan vom Throne zu ſtoßen."

(Cat.)

„In dieſem Augenblick iſt die Abreiſe des Papſtes" (von Rom nach Wien) „fürwahr ein unbeſonnener Streich, der ſich nicht anders rechtfertigen und begreifen läßt als durch jene myſteriöſe Sehnſucht, die ihn beherrſcht, als Retter der Rechte der Kirche zu erſcheinen, während man ihr doch durchaus kein Leid zufügt. Wie außergewöhnlich ſeine Ankunft in Wien auch ſein mag, und wie wenig man ſich auf das vorbereiten kann, was er hier vorſchlagen, thun oder verhandeln wird, ſo wird er doch in mir, ich hoffe es, einen ehrfurchtsvollen Sohn der Kirche, einen gegen ſeinen Gaſt

höflichen Hausherrn, endlich einen guten Katholiken in der vollen Ausdehnung dieſes Wortes, gleichzeitig aber einen Mann finden, der erhaben iſt über die Phraſen und etwaige tragiſche Scenen, mit denen man ihn zu ködern gedächte, feſt, ſicher und unerſchütterlich in ſeinen Grundſätzen und ohne jede andere Rückſicht nur das Wohl des Staates anſtrebend, über welches bei ihm keinerlei Zweifel beſteht."

(März 1782, an Leopold II.)

„Der Papſt iſt unterwegs! Ich geſtehe, daß der Grund und Gegenſtand" (ſeiner Reiſe nach Wien) „ein wahres Räthſel iſt, und man muß ſich den Kopf zerbrechen, um davon den Endzweck zu finden; man endet immer damit, zu glauben, daß, wenn jemals das Sprüchwort „Parturiunt montes" (die Berge kreiſen) „wahr geweſen, es wahr ſein wird bei dieſer Gelegenheit."

(10. März 1782, an Leopold II.)

Auf die Bitte des Kardinal Migazzi, den Papſt zu Wien einläuten zu dürfen, erwiderte Joſef: „Warum nicht? Die Glocken ſind ja die Artillerie der Geiſtlichkeit."

Als der Erzbiſchof von Prag und der Biſchof von Breslau beim Kaiſer brieflich anfragten, ob ſie bei der Ankunft Sr. päpſtlichen Heiligkeit ſich nach Wien begeben dürften, antwortete Joſef: „Wien ſteht jederman frei, der ſich nicht in den Fall geſetzt hat, es vermeiden zu

müſſen, alſo können, ihrem Vorwitze Genüge zu leiſten, Biſchöfe herkommen oder ausbleiben, wie ſie wollen."

(März 1782.) (Brn.)

Als der Wiener Magiſtrat im März 1782 bei der Anweſenheit des Papſtes anfragte, ob er bei St. Stefan zur Aufwartung erſcheinen ſolle, ſchrieb der Kaiſer ſelbſt den Beſcheid: „Der Magiſtrat hat mit ihrer päpſtlichen Heiligkeit nichts anderes gemein als alle anderen katholiſchen Chriſten. In allen jenen Gelegenheiten, in welchen derſelbe bei St. Stefan zu erſcheinen im Gebrauch hatte, hat er noch mit und ohne den Papſt ſich zu verfügen; in jenen, wo er nicht erſchienen, hat er mit und ohne Papſt auszubleiben."

(März 1782.) (Brn.)

„Heut endlich iſt Seine Heiligkeit von einem Schreiben entbunden worden, und ich werde von einer Antwort entbunden werden; alles, was ich Dir darüber noch ſagen kann, iſt, daß dieſe beiden Kinder ſich niemals mit einander verheirathen werden."

(11. April 1782, an Leopold II.)

Als der Kaiſer erfuhr, daß man bei den kirchlichen Vorbereitungen zum Hochamte den päpſtlichen Seſſel eine Stufe höher geſtellt als den kaiſerlichen, um dadurch die Hoheit des einen vor dem anderen anzudeuten, erklärte Joſef: „So mag der Papſt allein fahren und in der Kirche ſitzen."

(März 1782, als der Papſt in Wien war.) (Bu.)

„Eine Allokution des Papſtes in voller Kirche würde eine unglaubliche Scene hervorrufen, denn ich könnte mich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen und ihm Stillſchweigen aufzuerlegen.“

(18. März 1782, an Leopold II.)

„Im Grunde iſt der Papſt“ (Pius VI.) „ein ſehr guter Mann; er hat Verſtand, aber er weiß nicht, daß ſich die Zeiten geändert haben. Uebereilen werde ich nichts, aber noch weniger zurückweichen.“

(In Rom 1781.)

„Man muß ſich die Fürſten zu guten Freunden machen und ſie nicht vor den Kopf ſtoßen und ſich nicht ihre Feindſchaft zuziehen. Der Papſt muß in geiſtlichen Sachen an Gottes ſtatt handeln; allein er muß ſich erinnern, daß er Souverän iſt, ſich ebenſo wie andere Souveräne in der Welt der Staatskunſt bedienen muß, um ſeiner Unterthanen Ruhe zu befördern.“

(In Rom, März 1769.)

„Der Papſt beſieht hier bis ins kleinſte Einzelne alles, was ſich bemerkenswertheres findet, und das erſtreckt ſich bis auf meinen Marſtall und die Ställe meiner Jagdhunde. Im übrigen bringe ich Tag für Tag drei Stunden mit ihm im Geſpräch zu, wo man mehr über gleichgiltige Dinge ſpricht als über die Streitigkeiten zwiſchen dem Heiligen Stuhl und dem Kaiſerreich, und mithin, wenn jemals das Sprüchwort

wahr geweſen iſt von einem Berge, der eine Maus gebiert, dann kann es wol ſein bei Gelegenheit dieſer pomphaften und ſonderbaren Reiſe des heiligen Vaters."

(An den öſterreichiſchen Geſandten in Paris, 15. April 1782.)

„Wenn ich meinen Plan vollbracht, ſo werden die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die ſie Gott, dem Vaterland und ihren Mitmenſchen ſchuldig ſind, — ſo werden uns noch die Enkel ſegnen, daß wir ſie von dem übermächtigen Rom befreit, die Prieſter in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewieſen und ihr Dortſein dem Herrn, ihr Daſein aber dem Vaterlande allein unterworfen haben."

(An den k. k. Miniſter in Rom, Oktober 1781.)

„Mir däucht, es gibt Leute in Rom, die es ſo wollen, daß es noch länger Finſterniß auf unſerer Halbkugel gebe."

(An den Papſt Pius VI., Juli 1784.)

„Ich halte die päpſtlichen Nuntien blos für Abgeſandte des Römiſchen Stuhles, wie ſie ein Staat an dem Hofe des anderen hat, und ich werde nie zugeben, daß eine Jurisdiktion in geiſtlichen Sachen von ihnen ausgeübt werde."

„Ohne die Texte der Schrift und der heiligen Väter anzuführen, die allzeit auf verſchiedene Arten ausgelegt werden können, melde ich Eurer Heiligkeit blos dies, daß ich eine Stimme höre, die mir laut zuruft, daß es mir als dem Geſetzgeber und Beſchützer der Religion ſo und nicht anders zu handeln gezieme; dieſe Stimme, vereint mit dem Beiſtand von oben und meinem geraden Sinn, den ich mir eigen gemacht, kann mich nicht irreführen.

(An den Papſt Pius VI., Auguſt 1782.)

„Entbieten allen und jeden unſeren geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten: Da alle von dem päpſtlichen Stuhle erlaſſene Bullen, Breven oder anderwärtige Verordnungen einen Bezug auf den Statum publicum haben können, ſo finden wir für nothwendig, daß deren Inhalt unnachſichtlich vor der wirklichen Kundmachung uns zur Ertheilung unſeres landesfürſtlichen Placeti Regii oder Exequatur allemal vorgelegt werden."

(März 1781.) (C. j.)

„Was das Placetum Regium betrifft, ſo hat es mir geſchienen, daß, wenn das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, wie man es nennt, einen Befehl vom Vatikan aus an die Gläubigen meiner Staaten ergehen läßt, ich, als ihr fühlbares und wirkliches Oberhaupt, davon unterrichtet ſein und einigen Einfluß haben dürfe."

(Gegen den Kurfürſt Erzbiſchof von Trier, Oktober 1781.)

„In Beziehung auf die Bullen „In coena Domini“ und „Unigenitus“ ſcheint Sie der Ausdruck meiner Verordnung: „aus den Ritualien ausreißen“, zu beunruhigen. Wenn Sie alſo in Ihrer Diözeſe andeſſenſtatt ſetzen wollen: ein weißes Papier aufzukleben, worauf die vier Worte geſchrieben ſtünden: Obedientia melior quam victima“ (d. h. Gehorſam iſt beſſer als Schlachtopfer), „ſo wäre die Sache nur deſto beſſer. — Die Unigenitusbulle iſt ſpäter als jedes ökumeniſche Konzilium, folglich weit entfernt von einer Entſcheidung der ganzen Kirche; ſie iſt von den einen angenommen, von den anderen verworfen worden, folglich ſcheint es, daß mein Befehl, davon nicht zu reden oder zu disputiren, nicht überflüſſig ſei. Zum guten Glück kennen meine guten Oeſterreicher weder den Molinos noch den Arminius“ (erſterer ein myſtiſcher ſpaniſcher Theologe, † 1696; letzterer ein niederländiſcher Theologe, † 1609), „und wenn man ihnen davon ſagte, würden ſie fragen, ob es römiſche Konſuln geweſen. Ich ſelbſt kannte einen Windhund Molinos, der einen Haſen ganz allein fing. So unwiſſend ſind wir in den Streitigkeiten über die Gnade. Alſo wird man bei mir davon ſchweigen, und man hätte wohlgethan, ſchon vor 30 Jahren davon geſchwiegen zu haben.“

(Gegen den Erzbiſchof Kurfürſt von Trier, Oktober 1781.)

Gegenüber der Behauptung des Erzbiſchofs Migazzi: Die allgemeine Kirche habe das Recht des Römiſchen Stuhles, Exemtionen zu ertheilen, zu allen Zeiten anerkannt, erwiderte Joſef:

„Dies iſt ganz falſch, und eine fremde Gerichtsbarkeit, die Chriſtus ſelbſt auf Erden nie verlangt

und nie geübt, ja dieselbe verboten hat, kann kein vernünftiger, für das Wohl seiner Staaten besorgter Landesfürst dulden, besonders da derlei Gerichtsbarkeiten nur Geld außer Landes schleppen. Es braucht keinen anderen Beweis, daß es blos auf Geld abgesehen sei, als die den Bischöfen über einige Fälle ertheilten Befugnisse zu dispensiren, die immer den Schandfleck: „Pro pauperibus tantum“ (nur für die Armen, die Reichen mußten sich in Rom für Geld dispensiren lassen) als „Klansel mit sich führen.“

(Br.)

Als der Erzbischof weiter die Exemption damit vertheidigte, daß dieselbe der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht im Wege stehe, weil nur die innerliche Klosterzucht zwischen den Mauern als ein Gegenstand der Exemtion übrigbleibe, entgegnete Josef:

„Man hat es bei den Jesuiten gesehen, daß jeder, der ihren Habit getragen, auf päpstliche Privilegien sich stützend, die er vermöge eines anderen Privilegiums vorzuweisen nicht schuldig war, ohne den Pfarrer oder Bischof zu fragen, überall Beichte hören, Messe lesen und auf die Kanzel steigen durfte. Nach ihrer Zerstörung machten sie unter dem Schutz der Bischöfe öffentliche und heimliche Ruhestörer. Die innerliche Klosterzucht hält der Herr Bischof für eine Kleinigkeit. Wenn ein Mönch den anderen mordet, wenn die Klöster Müßiggänger und Trunkenbolde nähren, schädliche

Lehren in ihren Schlupfwinkeln dociren, das Volk mit Sammeln und Messe-Schnappereien aussaugen, den Raub in ihre Höhle tragen u. s. w., da fragt der Bischof nichts darnach, weil die Exemtion im Wege steht und die größten Bubenstücke zwischen den Klostermauern geschehen."

(Br.)

Der Erzbischof wagte hierauf noch den Vorschlag: der Kaiser möge sich an den Papst wenden und mit ihm gemeinsame Schritte thun, oder er möge den Bischöfen erlauben, die Sache mit Sr. Heiligkeit zu verhandeln. Auf diese Art würden die Gewissen sowol der Bischöfe wie der Ordensleute beruhigt werden. Darauf erklärte Josef:

„Die gemeinsamen Schritte mit Rom würden immer zwei vorwärts und fünf zurück gehen. Von den Bischöfen wäre ihres Eidschwurs wegen schon gar nichts zu hoffen. Ein oder der andere Weg ist auch nicht nothwendig, sondern der Landesfürst als Defensor Religionis" (Vertheidiger der Religion) „muß das Eis brechen. — Die Bischöfe werden ruhig schlafen können und ihr Gewissen erleichtern — wenn sie mit Beiseitlassung aller Nebenabsichten ihrem Landesfürsten gehorsamen, anstatt ihn zu hindern, wenn er die Religion von Mißbräuchen reinigen und der Aussaugung seiner Unterthanen Schranken setzen will. Nur solche Bischöfe suchen dergleichen heilsame Absichten zu hintertreiben, welche, von den Exjesuiten gefesselt, ihnen in allem zu Willen sein müssen, und durch Emporhebung des

römiſchen Hofes Maximen zu ihrer Wiederauflebung den Weg bahnen, was aber katholiſche Höfe, von gottesfürchtigen und ehrlichen Männern unterſtützt, mit Gottes Hilfe niemals zugeben werden."

(Br.)

Als gegenüber der neuen Kirchenverfaſſung der Erzbiſchof vorbrachte: das Gewiſſen erlaube den Biſchöfen nicht, ſich eine Gerichtsbarkeit anzumaßen, welche die allgemeine Kirche dem Statthalter Chriſti vorbehalten habe, erklärte der Kaiſer dagegen:

„Es iſt Unwiſſenheit oder gefliſſentliche Ausflucht, dies eine Anmaßung zu nennen. Gewiſſen! Gewiſſen! Wären die Biſchöfe nur mehr ſkrupulös, wenn es auf die Kumulation" (Anhäufung) „der Pfründen, auf Geldſchneiderei, Verfolgung ehrlicher und Schützung ſchlechter Leute ankommt! Wenn bei Mißbilligung eines böſen Streiches ein Biſchof ſein Gewiſſen kurz damit entledigen kann, daß er die dadurch ſich billig zuziehenden Verweiſe nach ſeinem Sprüchwort zu den Füßen des Gekreuzigten hinlegt, ſo mag er einen ſolchen gleißneriſchen Gewiſſenswurm auch dazu legen, wenn dieſer nur noch einen Platz findet."

(Br.)

Als der Kardinalerzbiſchof von Wien Graf Migazzi ſich auf die Pflicht ſeines heiligen Amtes berief, in Sachen der Kirche unterthänigſte Vorſtellungen zu machen, weil

ſelbſt die Güte, zu erkennen, daß ich indirekt das Recht habe, ſie durch Beraubung des Zeitlichen zu erhalten. Da aber das Indirekte immer die Partei des Betrügers und des Schwachen iſt, ſo gebe ich dem Direkten den Vorzug, da ich weder das eine noch das andere bin."

(Gegen den Erzbiſchof und Kurfürſt von Trier, Oktober 1781.)

„Meine beſtändige und unverbrüchliche Liebe zu unſerer heiligen katholiſchen Religion, deren Beſchützer und Vertheidiger ich von Standes wegen bin, muß ihnen" (den Biſchöfen der Niederlande) „ſowol als allen meinen Unterthanen in Anſehung deſſen, was wahrhaft zum Glauben und zur Glaubenslehre gehört, dafür bürgen, daß ich mich allezeit ebenſo ſehr beſtreben werde, den reinen und apoſtoliſchen Trieb der Biſchöfe durch Wegräumung alles deſſen, was ihn nur im geringſten hemmen könnte, zu unterſtützen, als ich darauf bedacht bin, alles zu unterdrücken, was ſie ſich unter dem Vorwande der Religion wider meine Gerechtſame, Hoheiten und Landesherrlichkeit und wider die Wohlfahrt und Ruhe des Staates herausnehmen möchten."

(Co.)

Den Biſchöfen ſchrieb der Kaiſer die Ableiſtung folgenden Eides vor: „Ich ſchwöre zu Gott dem Allmächtigen einen Eid und gelobe bei meiner Ehre und Treue, dem allerdurchlauchtigſten ꝛc. Kaiſer als meinem einzigen rechtmäßigen und höchſten Landesfürſten und Herrn, daß ich als ein

um die Eigenmächtigkeit der Mönche, um römische Geld-erpressungen, um die Versuchungsbullen!) — „So groß auch jetzt die Festigkeit sein mag, womit Ew. Majestät gegenwärtig entschlossen scheinen, diese Schritte zu unterstützen, so wird ein Tag kommen, wo Sie darüber untröstlich sein werden. Möge dieser Tag nicht der Tag der Ewigkeit sein!" — Auf dies gleißnerische, Gott zum Rächer des Papstthums anrufende Schreiben antwortete Josef:

„Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Mißbräuchen wehre, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben. Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch, und obschon Thalia und Melpomene als Schwestern auf dem Parnaß nicht immer gut zusammengehen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unsere Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden."

Des Erzbischofs frevelhafte Weissagung hat sich nicht erfüllt. Gebrochenen Herzens hat Josef vieles widerrufen, das aber, worum es sich in diesen Briefen handelte, niemals. Dafür durften freilich noch vor 30 Jahren die Jesuiten in Wien öffentlich predigen: Kaiser Josef sei in der Hölle, und noch heutzutage wird der große Kaiser von den Päpstlingen verdammt und geschmäht.

(Br.)

„Was die Beraubung der Beneficien im Falle der Verletzung der Gesetze belangt, so haben Ew. königl. Hoheit

müſſen, alſo können, ihrem Vorwitze Genüge zu leiſten, Biſchöfe herkommen oder ausbleiben, wie ſie wollen."

(März 1782.) (Brn.)

Als der Wiener Magiſtrat im März 1782 bei der Anweſenheit des Papſtes anfragte, ob er bei St. Stefan zur Aufwartung erſcheinen ſolle, ſchrieb der Kaiſer ſelbſt den Beſcheid: „Der Magiſtrat hat mit ihrer päpſtlichen Heiligkeit nichts anderes gemein als alle anderen katholiſchen Chriſten. In allen jenen Gelegenheiten, in welchen derſelbe bei St. Stefan zu erſcheinen im Gebrauch hatte, hat er noch mit und ohne den Papſt ſich zu verfügen; in jenen, wo er nicht erſchienen, hat er mit und ohne Papſt auszubleiben."

(März 1782.) (Brn.)

„Heut endlich iſt Seine Heiligkeit von einem Schreiben entbunden worden, und ich werde von einer Antwort entbunden werden; alles, was ich Dir darüber noch ſagen kann, iſt, daß dieſe beiden Kinder ſich niemals mit einander verheirathen werden."

(11. April 1782, an Leopold II.)

Als der Kaiſer erfuhr, daß man bei den kirchlichen Vorbereitungen zum Hochamte den päpſtlichen Seſſel eine Stufe höher geſtellt als den kaiſerlichen, um dadurch die Hoheit des einen vor dem anderen anzudeuten, erklärte Joſef: „So mag der Papſt allein fahren und in der Kirche ſitzen."

(März 1782, als der Papſt in Wien war.) (Bu.)

„Eine Allokution des Papſtes in voller Kirche würde eine unglaubliche Scene hervorrufen, denn ich könnte mich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen und ihm Stillſchweigen aufzuerlegen.“

(18. März 1782, an Leopold II.)

„Im Grunde iſt der Papſt“ (Pius VI.) „ein ſehr guter Mann; er hat Verſtand, aber er weiß nicht, daß ſich die Zeiten geändert haben. Uebereilen werde ich nichts, aber noch weniger zurückweichen.“

(In Rom 1781.)

„Man muß ſich die Fürſten zu guten Freunden machen und ſie nicht vor den Kopf ſtoßen und ſich nicht ihre Feindſchaft zuziehen. Der Papſt muß in geiſtlichen Sachen an Gottes ſtatt handeln; allein er muß ſich erinnern, daß er Souverän iſt, ſich ebenſo wie andere Souveräne in der Welt der Staatskunſt bedienen muß, um ſeiner Unterthanen Ruhe zu befördern.“

(In Rom, März 1769.)

„Der Papſt beſieht hier bis ins kleinſte Einzelne alles, was ſich bemerkenswertheres findet, und das erſtreckt ſich bis auf meinen Marſtall und die Ställe meiner Jagdhunde. Im übrigen bringe ich Tag für Tag drei Stunden mit ihm im Geſpräch zu, wo man mehr über gleichgiltige Dinge ſpricht als über die Streitigkeiten zwiſchen dem Heiligen Stuhl und dem Kaiſerreich, und mithin, wenn jemals das Sprüchwort

wahr geweſen iſt von einem Berge, der eine Maus gebiert, dann kann es wol ſein bei Gelegenheit dieſer pomphaften und ſonderbaren Reiſe des heiligen Vaters."

(An den öſterreichiſchen Geſandten in Paris, 15. April 1782.)

„Wenn ich meinen Plan vollbracht, ſo werden die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die ſie Gott, dem Vaterland und ihren Mitmenſchen ſchuldig ſind, — ſo werden uns noch die Enkel ſegnen, daß wir ſie von dem übermächtigen Rom befreit, die Prieſter in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewieſen und ihr Dortſein dem Herrn, ihr Daſein aber dem Vaterlande allein unterworfen haben."

(An den k. k. Miniſter in Rom, Oktober 1781.)

„Mir däucht, es gibt Leute in Rom, die es ſo wollen, daß es noch länger Finſterniß auf unſerer Halbkugel gebe."

(An den Papſt Pius VI., Juli 1784.)

„Ich halte die päpſtlichen Nuntien blos für Abgeſandte des Römiſchen Stuhles, wie ſie ein Staat an dem Hofe des anderen hat, und ich werde nie zugeben, daß eine Jurisdiktion in geiſtlichen Sachen von ihnen ausgeübt werde."

„Ohne die Texte der Schrift und der heiligen Väter anzuführen, die allzeit auf verſchiedene Arten ausgelegt werden können, melde ich Eurer Heiligkeit blos dies, daß ich eine Stimme höre, die mir laut zuruft, daß es mir als dem Geſetzgeber und Beſchützer der Religion ſo und nicht anders zu handeln gezieme; dieſe Stimme, vereint mit dem Beiſtand von oben und meinem geraden Sinn, den ich mir eigen gemacht, kann mich nicht irreführen.

(An den Papſt Pius VI., Auguſt 1782.)

„Entbieten allen und jeden unſeren geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten: Da alle von dem päpſtlichen Stuhle erlaſſene Bullen, Breven oder anderwärtige Verordnungen einen Bezug auf den Statum publicum haben können, ſo finden wir für nothwendig, daß deren Inhalt unnachſichtlich vor der wirklichen Kundmachung uns zur Ertheilung unſeres landesfürſtlichen Placeti Regii oder Exequatur allemal vorgelegt werden."

(März 1781.) (C. j.)

„Was das Placetum Regium betrifft, ſo hat es mir geſchienen, daß, wenn das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, wie man es nennt, einen Befehl vom Vatikan aus an die Gläubigen meiner Staaten ergehen läßt, ich, als ihr fühlbares und wirkliches Oberhaupt, davon unterrichtet ſein und einigen Einfluß haben dürfe."

(Gegen den Kurfürſt Erzbiſchof von Trier, Oktober 1781.)

„In Beziehung auf die Bullen „In coena Domini“ und „Unigenitus“ scheint Sie der Ausdruck meiner Verordnung: „aus den Ritualien ausreißen“, zu beunruhigen. Wenn Sie also in Ihrer Diözese andessenstatt setzen wollen: ein weißes Papier aufzukleben, worauf die vier Worte geschrieben stünden: Obedientia melior quam victima“ (d. h. Gehorsam ist besser als Schlachtopfer), „so wäre die Sache nur desto besser. — Die Unigenitusbulle ist später als jedes ökumenische Konzilium, folglich weit entfernt von einer Entscheidung der ganzen Kirche; sie ist von den einen angenommen, von den anderen verworfen worden, folglich scheint es, daß mein Befehl, davon nicht zu reden oder zu disputiren, nicht überflüssig sei. Zum guten Glück kennen meine guten Oesterreicher weder den Molinos noch den Arminius“ (ersterer ein mystischer spanischer Theologe, † 1696; letzterer ein niederländischer Theologe, † 1609), „und wenn man ihnen davon sagte, würden sie fragen, ob es römische Konsuln gewesen. Ich selbst kannte einen Windhund Molinos, der einen Hasen ganz allein fing. So unwissend sind wir in den Streitigkeiten über die Gnade. Also wird man bei mir davon schweigen, und man hätte wohlgethan, schon vor 30 Jahren davon geschwiegen zu haben.“

(Gegen den Erzbischof Kurfürst von Trier, Oktober 1781.)

Gegenüber der Behauptung des Erzbischofs Migazzi: Die allgemeine Kirche habe das Recht des Römischen Stuhles, Exemtionen zu ertheilen, zu allen Zeiten anerkannt, erwiderte Josef:

„Dies ist ganz falsch, und eine fremde Gerichtsbarkeit, die Christus selbst auf Erden nie verlangt

und nie geübt, ja dieſelbe verboten hat, kann kein vernünftiger, für das Wohl ſeiner Staaten beſorgter Landesfürſt dulden, beſonders da derlei Gerichtsbarkeiten nur Geld außer Landes ſchleppen. Es braucht keinen anderen Beweis, daß es blos auf Geld abgeſehen ſei, als die den Biſchöfen über einige Fälle ertheilten Befugniſſe zu dispenſiren, die immer den Schandfleck: „Pro pauperibus tantum“ (nur für die Armen, die Reichen mußten ſich in Rom für Geld dispenſiren laſſen) als „Klauſel mit ſich führen.“

(Br.)

Als der Erzbiſchof weiter die Exemption damit vertheidigte, daß dieſelbe der biſchöflichen Gerichtsbarkeit nicht im Wege ſtehe, weil nur die innerliche Kloſterzucht zwiſchen den Mauern als ein Gegenſtand der Exemtion übrigbleibe, entgegnete Joſef:

„Man hat es bei den Jeſuiten geſehen, daß jeder, der ihren Habit getragen, auf päpſtliche Privilegien ſich ſtützend, die er vermöge eines anderen Privilegiums vorzuweiſen nicht ſchuldig war, ohne den Pfarrer oder Biſchof zu fragen, überall Beichte hören, Meſſe leſen und auf die Kanzel ſteigen durfte. Nach ihrer Zerſtörung machten ſie unter dem Schutz der Biſchöfe öffentliche und heimliche Ruheſtörer. Die innerliche Kloſterzucht hält der Herr Biſchof für eine Kleinigkeit. Wenn ein Mönch den anderen mordet, wenn die Klöſter Müßiggänger und Trunkenbolde nähren, ſchädliche

ihm ſonſt ſein Gewiſſen bitterſte Vorwürfe machen würde, bemerkte Joſef:

„Dieſe Amtspflichten beſtehen in dem von jedem Biſchof dem Papſt zu beſchwörenden widerſinnigen, in der erſten Kirche ganz unbekannten Gehorſamseide, welcher ſich freilich mit der Treue und dem Gehorſam, mit welchem der Biſchof als Unterthan ſeinem Landesherrn aus göttlichem und natürlichem Recht beigethan ſein muß, nicht vereinbaren läßt.“

(Br.)

„Ich hoffe, wir gehen beide zuſammen den kürzeſten Weg, ſelig zu werden, wenn wir die Pflichten des Berufs erfüllen, worein uns die Vorſehung geſetzt hat, und wenn wir dem Brot, das wir eſſen, Ehre machen. Sie eſſen das Brot der Kirche und proteſtiren gegen alle Neuerungen; ich eſſe das Brot des Staates und vertheidige und erneuere ſeine urſprünglichen Rechte.“

(Gegen den Kurfürſt Erzbiſchof von Trier, Oktober 1781.)

Dieſen ſarkaſtiſchen Brief des Kaiſers an den Erzbiſchof beantwortete letzterer mit höchſter Anmaßung und Drohung: „Ich habe mich aufrichtig gefreut, nach dem Beiſpiel der Apoſtel würdig befunden worden zu ſein, um des Namens Jeſu Chriſti willen Verachtung zu leiden.“ (In Wahrheit handelte es ſich um die Gewalt der Ordensgenerale,

um die Eigenmächtigkeit der Mönche, um römiſche Geld-erpreſſungen, um die Verſuchungsbullen!) — „So groß auch jetzt die Feſtigkeit ſein mag, womit Ew. Majeſtät gegenwärtig entſchloſſen ſcheinen, dieſe Schritte zu unterſtützen, ſo wird ein Tag kommen, wo Sie darüber untröſtlich ſein werden. Möge dieſer Tag nicht der Tag der Ewigkeit ſein!“ — Auf dies gleißneriſche, Gott zum Rächer des Papſtthums anrufende Schreiben antwortete Joſef:

„Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Mißbräuchen wehre, die ſich in dieſelbe eingeſchlichen und ihre Reinigkeit entſtellt haben. Ihre Briefe ſind ganz tragiſch und meine ganz komiſch, und obſchon Thalia und Melpomene als Schweſtern auf dem Parnaß nicht immer gut zuſammengehen, ſo erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unſere Schweſtern, Abkömmlinge vom Helikon, ſich näher verbinden.“

Des Erzbiſchofs frevelhafte Weisſagung hat ſich nicht erfüllt. Gebrochenen Herzens hat Joſef vieles widerrufen, das aber, worum es ſich in dieſen Briefen handelte, niemals. Dafür durften freilich noch vor 30 Jahren die Jeſuiten in Wien öffentlich predigen: Kaiſer Joſef ſei in der Hölle, und noch heutzutage wird der große Kaiſer von den Päpſtlingen verdammt und geſchmäht.

(Br.)

„Was die Beraubung der Beneficien im Falle der Verletzung der Geſetze belangt, ſo haben Ew. königl. Hoheit:

ſelbſt die Güte, zu erkennen, daß ich indirekt das Recht habe, ſie durch Beraubung des Zeitlichen zu erhalten. Da aber das Indirekte immer die Partei des Betrügers und des Schwachen iſt, ſo gebe ich dem Direkten den Vorzug, da ich weder das eine noch das andere bin."

(Gegen den Erzbiſchof und Kurfürſt von Trier, Oktober 1781.)

„Meine beſtändige und unverbrüchliche Liebe zu unſerer heiligen katholiſchen Religion, deren Beſchützer und Vertheidiger ich von Standes wegen bin, muß ihnen" (den Biſchöfen der Niederlande) „ſowol als allen meinen Unterthanen in Anſehung deſſen, was wahrhaft zum Glauben und zur Glaubenslehre gehört, dafür bürgen, daß ich mich allezeit ebenſo ſehr beſtreben werde, den reinen und apoſtoliſchen Trieb der Biſchöfe durch Wegräumung alles deſſen, was ihn nur im geringſten hemmen könnte, zu unterſtützen, als ich darauf bedacht bin, alles zu unterdrücken, was ſie ſich unter dem Vorwande der Religion wider meine Gerechtſame, Hoheiten und Landesherrlichkeit und wider die Wohlfahrt und Ruhe des Staates herausnehmen möchten."

(Co.)

Den Biſchöfen ſchrieb der Kaiſer die Ableiſtung folgenden Eides vor: „Ich ſchwöre zu Gott dem Allmächtigen einen Eid und gelobe bei meiner Ehre und Treue, dem allerdurchlauchtigſten ꝛc. Kaiſer als meinem einzigen rechtmäßigen und höchſten Landesfürſten und Herrn, daß ich als ein

getreuer Vaſall und Unterthan in dem von mir anzutretenden biſchöflichen Amte weder ſelbſt etwas thun, noch wiſſentlich geſchehen laſſen wolle, was Ihrer Majeſtät Allerhöchſten Perſon, dem durchlauchtigſten Erzhauſe und dem Staate oder der landesfürſtlichen oberherrlichen Macht, auf was immer für eine Weiſe, direkt oder indirekt an ſich ſelbſt oder in einigen Folgen nachtheilig und zuwider ſein könnte. Wie ich denn auch hiermit eidlich gelobe und verſpreche, daß ich allen landesfürſtlichen Verordnungen, Geſetzen und Geboten ohne alle Rückſicht und Ausnahme getreulich gehorſamen, nicht minder eine ſolche von allen Untergebenen mit pflichtmäßiger Anhaltung derſelben in genaueſte Erfüllung bringen laſſen und überhaupt die Ehre und das Beſte Sr. Majeſtät und des Staates, ſo viel von mir abhängt, in allen Gelegenheiten betrachten und befördern wolle." — Brunner, ein Vertheidiger des römiſchen Papſtthums gegen Joſef, nennt dieſen Eid einen „ſehr merkwürdigen", den weder ein Biſchof noch überhaupt ein Menſch, der noch etwas mehr als ein Sklave ſein will, vernünftigerweiſe ſchwören könne.

„Da die Wichtigkeit eines Eides erfordert, daß ſolcher nur alsdann abgelegt werde, wenn er eine gewiſſe Wahrheit zum Stoffe und die Nothwendigkeit zum Beweggrund hat: ſo ſoll die Ablegung des Eides de immaculata conceptione" (von der unbefleckten Empfängniß Mariä) „bei allen Univerſitäten, Lyceen, Doktorspromotionen und größeren lateiniſchen Kongregationen, wo ſie üblich iſt, künftig weggelaſſen und überhaupt nach den Formeln der Gerichtseide

gleichfalls dieſe bei den Univerſitäten in Zukunft abgelegt werden."

(Verordnung, 5. Juni 1782.)

„Es iſt Sr. Maj. Willensmeinung, daß ohne Verwilligung niemand die Anſuchung einer geiſtlichen Würde in Rom, noch auch den Ordinarien geſtattet werden ſolle, ohne vorläufigen landesfürſtlichen Konſens, einen Vicar generalis oder auch einen Coadjutor zu beſtimmen."

(Mai 1783.) (C. j.)

„Nachdem bei einer Unterſuchung der wider das Prieſterhaus angebrachten Beſchwerden ſich abermals offenbart, daß Biſchöfe öfter die beſten Bücher, die nicht mit ihren Prinzipien übereinkommen, verketzern und verdammen, ſolche auf alle mögliche Art aus den Händen ihrer untergebenen Geiſtlichkeit zu bringen ſuchen und jene, die wegen Leſung dergleichen Bücher verdächtig ſind, quälen und verfolgen: ſo werde auf ausdrücklichen Befehl ſämmtlichen erbländiſchen Biſchöfen nachdruckſamſt bedeutet, daß ſie ſich in Anſehung ihres unterhabenden Cleri wegen der erlaubten und verbotenen Bücher lediglich nach dem Vorgange der hieſigen Büchercenſur richten und die Leſung keiner Bücher allgemein bei ihren Geiſtlichen verbieten, welche einmal von der Cenſurkommiſſion für jederman erlaubt und zugelaſſen worden ſind."

(Mai 178[illegible]) (Arn.)

„Dem bloßen Ungefähr iſt die Verſehung des Gottesdienſtes, der Religionslehre, die Bildung und Leitung der

Seelen übergeben; wo mehrere fromme Vermächtniſſe oder Fundationen gemacht werden, dort iſt Ueberfluß, in anderen Orten Abgang; das Ganze einer Monarchie wird von keinem Menſchen betrachtet, kurz, die Verwaltung dieſes Hauptgeſchäftes wird von niemand überſehen und hat keine Grundlage; ein jeder Biſchof, wenn er es noch thut, ſieht blos auf ſeine Diözeſe; ſo viel Orte, ſo viel Stifter, ſo viele einzelne Beſitzer und Eigenthümer, die einzig und allein auf ihre Vermehrung in der Anzahl und im Vermögen ſehen. Und auf die letzt, wenn man was rühren wollte nach Bedarf: ſo ſpricht man von dem in Rom ſitzenden Papſte, der, mit einer Kongregation welſcher Kardinäle, ſo niemals weder Länder geſehen, noch Nationen kennen gelernt haben, allein den Ausſchlag, und das vielleicht noch unfehlbar, für den Bedarf des Religionsweſens in den katholiſchen Landen geben ſollte. — Dieſe ſchreckliche Lage fällt mir durch mehrere Jahre immer auf. Es bleiben alſo zwei Wege übrig, nämlich zu ſagen: der Staat übernimmt alle geiſtlichen Einkünfte der geſammten Monarchie und mißt einem jeden einen hinlänglichen Gehalt aus, oder erhält den beſtehenden Stand des geiſtlichen Vermögens, ſieht, wie weit er mit demſelben auslangen könne; und wo und wann ſich ein wirklicher Abgang gegen den Bedarf äußert und nirgends kein Ueberfluß mehr vorhanden wäre, ſo erſetzt er dasſelbe aus den Staatseinkünften. Ich will mich alſo nun an dieſen geraden Weg, der zwar der weitwendigſte iſt, in ſo weit einſtweilen halten, als die Unmöglichkeit, mit demſelben zum Ziele zu gelangen, ſich nicht äußerte, wo alsdann erſterer als der unfehlbarſte müßte ergriffen werden."

(Juni 1783.) (Bru.)

„Es iſt zu bedauern, und ich habe es ſchon oft erinnert, daß ſich die geiſtliche Kommiſſion mit ſo unnützen und unbedeutenden ſcholaſtiſchen Fragen abgibt und Anſtände, Zweifel bei Geiſtlichen und Weltlichen erregt Gewiſſensängſte und viele Rederei verurſacht, während die Sache nicht einen Heller weder für die Religion noch den Staat werth iſt. Ob ein Ablaß für die armen Seelen im Fegfeuer applicirt werden kann oder nicht, dies kann kein Menſch ſicher wiſſen, und es ſchadet auch keinem, zu glauben oder nicht zu glauben, ob dieſer Wechſel im Himmel acceptirt oder proteſtirt wird. Man hat ſo vieles wider die ſcholaſtiſchen Fragen der Theologie geſchrieben und gelärmt, und jetzt ſehe ich mit Mißvergnügen, daß man ſich immer mehr und mehr neuerdings mit denſelben beſchäftigt und das zu ergründen geſucht, was man nicht ergründen kann. Bald ſind es die Abläſſe, bald die Umſtände der Erbſünde und dergleichen mehr. Man ſucht aus alten Büchern und Vätern Sentenzen hervor, die ein bloßes Wortgepränge ſind, weil ſie ebenſo wie jetzt eine Ueberzeugung der Geheimniſſe ſuchten, die nicht zu finden iſt, und ſich alſo mit Wörtern ohne Sinn begnügen müſſen. Ich will alſo dies Unweſen auf einmal aufheben, und ſoll ſich die geiſtliche Kommiſſion mit keinen in dergleichen myſtiſchen Sachen einſchlagenden Verordnungen mehr einzulaſſen gelüſten."

(Januar 1788.) (Bru.)

Um Maria Thereſia von der dringenden Nothwendigkeit zu überzeugen, die Verhältniſſe der Geiſtlichkeit in Galizien geſetzlich zu regeln, ſchrieb Joſef: „Geſchieht dies, ſo

kann in allen Theilen der Nation mehr aufgeklärt und sicherer zu besseren Christen und Unterthanen gebildet werden. Geschieht es nicht, so werden beide diese Ziele verfehlt sein und alle innerlichen Einrichtungen nur Flickwerk ausmachen. Ohne die Geistlichkeit ist bei dem Volk nichts auszurichten; ohne daß sie in die Ordnung gebracht wird, ist sie mehr schädlich als nützlich. In Ordnung ist sie nicht zu bringen, wenn nicht eine wahre und stufenweise Aufsicht über dieselbe ist. Diese wird nie zu erhalten sein, so lang als Bischöfe und Ordensgeistliche für ihre Landwirthschaften sorgen müssen, so lang als sie so reichlich versehen sein werden, daß sie nur auf ein üppiges Leben sich werden verlegen können, so lang als den Bettelmönchen durch Erhaltung der Dummheit beim Volk die Aussaugung desselben zu ihrer Selbsterhaltung unentbehrlich sein wird; so lang so große Bisthümer existiren, die nicht zu übersehen sind, oder fremde Bischöfe, die auswärts wohnen und nicht unsere Unterthanen sind, in hiesigen Ländern Diözesen haben; so lang endlich jeder Unterthan, der den geistlichen Rock anzieht, von dem Staate nichts mehr zu befürchten und auch nicht viel mehr zu hoffen hat, und er durch Intriguen und Ränke, ja durch dem Staate nachtheilige Handlungen bei einem in Rom residirenden despotischen Oberen, der nicht sein natürlicher Landesfürst ist, sein Glück machen kann, während dem hier treulich fortdienenden geistlichen Seelsorger vielleicht nichts als Bedrückung bevorstünde."

(Alr.)

„Ich sehe nicht gerne, daß die Leute" (die Geistlichkeit), „denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen

iſt, ſich ſo viel Mühe geben, unſer Daſein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen.“

(Dezember 1780.)

„Der Religionsfonds in meinen Staaten iſt nicht dazu beſtimmt, daß er ein Denkmal meiner Regierung allein werde, wie man ſich in Rom zu ſagen erlaubte, ſondern daß er eine Wohlthat für meine Völker ſei.“

(An Papſt Pius VI., Juli 1784.)

„Wenn ich einem Kapuzinerkloſter Recht gebe, weil ich glaube, daß es Recht hat, ſo ſagen die Proteſtanten, ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken; finde ich dagegen einmal die Klagen der Proteſtanten begründet, ſo ſchreien alle Prieſter und Mönche, daß das Reichsoberhaupt die Religion unterdrücke.“

(Rsh.)

Auf einer Reiſe durch eine Provinz, wo der Kaiſer die überſchwenglichen Einkünfte der Biſchöfe beſchränkt hatte, um einen Theil davon zu wichtigeren Staatsbedürfniſſen zu verwenden, fragte er einen Biſchof in franzöſiſcher Sprache, was die Biſchöfe von ſeinen neuen Verordnungen hielten? Der Biſchof gab die in der Sprache zweideutige Antwort: „Die Biſchöfe glauben, Ew. Majeſtät ſuchen dadurch blos das Gute derſelben.“ — „„Sie irren ſich,““ entgegnete Joſef, „„denn ihr Gutes, wenn ſie welches haben, wünſche ich ihnen zu laſſen und will ihnen nur ihr Böſes entziehen.““

(Sch.)

Als der Kaiſer 1781 in Rom beim Beſuche des Vatikans, wie geboten, das Schwert nicht abgelegt hatte, zum Entſetzen aller geiſtlichen Herren, ſagte ein Kardinal: „Er trägt das Schwert zur Vertheidigung der Kirche“, um das Unerhörte zu ihren Gunſten zu deuten; Joſef aber fügte hinzu: „Und weiter noch zur Vertheidigung meiner Krone!“

„Choiſeul, ich kenne dieſe Leute“ (die Jeſuiten) „ſo gut wie irgend einer; weiß alle ihre Entwürfe, die ſie durchgeſetzt, ihre Bemühungen, Finſterniß zu verbreiten und Europa von Kap Finisterre an bis an die Nordſee zu regieren und zu verwirren. — Meinen Beifall in Abſicht der Jeſuiten und des Planes zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen.“

(An Choiſeul, Herzog, Pair und Staatsſekretär von Frankreich, Januar 1770.)

Joſef ſelber wäre bald ein Opfer des mönchiſchen Fanatismus geworden. Auf einer Reiſe durch Galizien drängte ſich ein Minorit an ihn, der, als er mit Gewalt zurückgehalten wurde, ſich in der Wuth verrieth, er habe den „Erzketzer“ ermorden wollen. Der Mönch wurde in ein Irrenhaus gebracht. Ein andermal erfaßte eine Nonne den Kaiſer am Rocke, riß ihn mit Heftigkeit und ſtieß die wüthendſten Verwünſchungen gegen ihn aus.

(Br.)

„Ein Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbildungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer der ſüdlichen Gegenden

Europas entwarf, das eine Univerſalherrſchaft über den menſchlichen Geiſt zu erwerben geſucht und in dieſem Geſichtspunkte alles dem infalliblen Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskons ſein."

(Juli 1773.)

„Noch ehe die Jeſuiten in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; ſie haben ſie zum empörenden Bilde umgeſchaffen, zum Gegenſtand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt."

(Juli 1773.)

„Das Synedrium dieſer Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finſterniß der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ihrer Plane gemacht. Ihre Intoleranz war Urſache, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges erdulden mußte. Sie ſind Urheber des abſcheulichen Ediktes von Nantes geworden."

(Juli 1773.) (Br.)

„Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung haſſen" (die Jeſuiten), „die einen Fenelon verfolgt, und welche die Bulla in coena Domini hervorgebracht, die ſo viel Verachtung für Rom erzeugt."

(Juli 1773.)

Inbetreff des Ediktes von Nantes meint hier Josef die Aufhebung desselben durch Ludwig XIV. — Fenelon, Bischof von Frankreich, war schon seiner Tugendhaftigkeit wegen den scheinheiligen Jesuiten ein Dorn im Auge; als er zu Gunsten der sogenannten Quietisten, welche im Gegensatz zu der äußerlichen Werkheiligkeit der Kirche nach innerer Frömmigkeit strebten, auftrat, erwirkten die Jesuiten vom Papst Innocenz XII. die Verdammung und von Ludwig XIV. die Ausweisung Fenelon's. — Die berüchtigte Bulle „In coena Domini", schon von Papst Urban V. erlassen, von Paul III. erneuert und verschärft, verfluchte alle Ketzer und Beschützer der Ketzer. Pius V. (1566—1585) erweiterte diese Bulle dahin, daß weder Priester noch Laien in Kirchensachen den Königen gehorchen dürften; sie mußte jährlich am Gründonnerstage in allen Kirchen verlesen werden. Josef verbot die Verlesung dieser Bulle und ließ sie aus dem Rituale reißen. Aufgehoben ist diese Fürsten und Völker beschimpfende Bulle noch heute nicht, obwol ihre allgemeine Verlesung eingestellt ist. (Br.)

„In Betrachtung, daß diejenigen geistlichen Orden männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche ein blos beschauliches Leben führen, zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbarliches beitragen, sehe ich mich veranlaßt, die Aufhebung solcher geistlichen Orden beiderlei Geschlechtes von nun an allgemein in meinen Staaten festzusetzen." (Handbillet vom 20. Dezember 1781.) — Josef hob innerhalb acht Jahren etwa 700 Klöster auf und befreite Oesterreich von etwa 36,000 Mönchen;

trotzdem blieben immer noch 1200 Klöster übrig, da Josef alle diejenigen, welche sich mit Krankenpflege, Seelsorge und Schulunterricht beschäftigten, noch bestehen ließ.

(Br.)

„Es ist allgemein bekannt, daß in den ersten frömmsten Zeiten des Christenthums, und zwar durch die ganzen ersten tausend, ja elfhundert Jahre, in der katholischen Kirche keine Bruderschaften oder abgesonderte sogenannte Liebesversammlungen bestanden, sondern die ganze Christenheit in Jesu Christo eine einzige Bruderschaft gewesen. Hieraus wird jederman den unwiderleglichen Schluß leicht selbst ziehen, daß diese nachmals erst aufgekommenen, nun so vervielfältigten und größtentheils verunstalteten Bruderschaften zur Wirkung des ewigen Seelenheiles nichts Wesentliches beitragen und also auch weder unmittelbar noch mittelbar nothwendig sind."

(Verfügung vom 22. Mai 1783.)

„Die unnützen Klöster habe ich, sowie die noch unnützeren Bruderschaften aufgehoben, den Fonds derselben zum Unterhalt der neuen Pfarreien und eines verbesserten Unterrichtes in Schulen bestimmt, und außer der Verwaltung, die ich nothwendig durch Staatsbeamte besorgen lassen muß, hat der Fonds des Staates und jener der Kirche bei mir nicht die geringste Gemeinschaft."

(An Papst Pius VI., Juli 1784.

„Se. Maj. haben anbefohlen, daß allen jenen Mönchen, welche ſich eigenmächtig das Almoſenſammeln anmaßen und nicht hierzu die ausdrückliche Erlaubniß erhalten haben, auch ſich nicht darüber in jedem Orte bei der betreffenden Herrſchaft, dem Verwalter oder Richter ausweiſen können, ſolches von nun an ernſtlich verboten und ſogleich eingeſtellt werden ſoll.“

(Sept. 1783.) (C. j.)

„Die unermüdete Sorgfalt, welche ich ſeit meiner Thronbeſteigung vorzüglich auf Verbreitung des Unterrichtes in den echten Grundſätzen der Glaubenslehren, auf die Herſtellung der Reinigkeit und erhabenen Würde der Religion und auf die Verbeſſerung der Sitten gehabt, ſind Beweiſe von dem Eifer, den ich für das Beſte der Religion empfand. Von ähnlichen Abſichten beſeelt, habe ich endlich, um das Betteln der Mönchsorden, welches für die Religion eine Abwürdigung, für die Ordensleute ſelbſt eine erniedrigende Beſchäftigung und für den Landmann eine nicht geringe Bedrückung war, nach und nach abzuſtellen, denſelben ſchon in mehrern Ländern zureichende Einkünfte anweiſen laſſen. — Zur Erreichung ſo wichtiger und heilſamer Endzwecke betrachte ich es als ein Hilfsmittel, einige der Religion und dem Staate entbehrliche, zum Theile wol auch läſtige Klöſter aufzuheben und einige Pfründen einzuziehen, um deren Einkünfte ihrer eigentlichen Beſtimmung gemäßer zur Bedeckung des vermehrten nützlichen Aufwandes zu verwenden.“

(An den Präſidenten der Geiſtl. und Stiftungs-Hofkommiſſion, 28. Febr. 1788.)

„Ich habe ein ſchweres Geſchäft vor mir; ich ſolle das Heer der Mönche reduziren, ſolle die Fakirs zu Menſchen bilden, ſie, vor deren geſchorenem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt, und die ſich eine größere Herrſchaft über das Herz des Bürgers erworben haben als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menſchlichen Geiſt machen konnte.“

(An den Erzbiſchof von Salzburg, Febr. 1781.)

„Die unechten Begriffe“ (des Mönchthums) „von der Religion verbreiteten ſich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr und hoffte alles von ſeinen Heiligen. Die Rechte der Biſchöfe, die ich wieder einſetzen werde, müſſen die Denkungsart des Volkes zum Theil mit umſchaffen; ich werde den gemeinen Mann ſtatt des Mönchs, den Prieſter für die Romanen der kanoniſirten Leute, das Evangelium und im Religionsunterſchied die Moral predigen laſſen.“

(An den k. k. Miniſter in Rom, Oktober 1781.)

„Nirgends gebe es Prediger, wo nicht Kirchen und Bethäuſer ſind.“

(März 1782.) (C. j.)

„Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verachte, ſo will ich mein Volk davon befreien. In dieſer Abſicht

werde ich die Mönche verabſchieden, die Klöſter derſelben aufheben und ſie den Biſchöfen ihres Bezirkes unterwerfen.“

„In Rom werden ſie das für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird „die Herrlichkeit Iſraels iſt gefallen“ laut ausrufen, darüber Klagen führen, daß ich dem Volk ſeine Tribunen wegnehme und zwiſchen den Begriffen von Dogma und Philoſophie eine Grenzlinie ziehe, noch mehr aber erboſt werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe.“

(An den Kardinal, k. k. Miniſter in Rom, Oktober 1781.) — „Knecht der Knechte Gottes“ iſt ſprüchwörtlich für den Papſt als Knecht der Jeſuiten.

„Wir haben dieſen Dingen“ (dem Mönchsthum) „den Verfall des menſchlichen Geiſtes zu verdanken. Nie wird ein Diener des Altars zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weiſt, wohin er eigentlich gehört, wenn er ihm keine andere Beſchäftigung als das Evangelium allein läßt. — Die Grundſätze des Monachismus von Pachomius an bis auf unſere Zeiten ſind dem Lichte der Vernunft gerade entgegen geweſen; ſie kommen von der Hochſchätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung ſelbſt, ſo daß wir in ihnen die Iſraeliten wieder aufleben ſahen, welche gen Bethel gingen, um goldene Kälber anzubeten.“

(An den k. k. Miniſter in Rom, Oktober 1781.)

„Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieſer Leute“ (des Mönchthums) „beinahe kein Recht über ihre Perſonen gehabt, und ſie ſind die gefährlichſten und unnützeſten Unterthanen in jedem Staat, da ſie ſich der Beobachtung aller bürgerlichen Geſetze zu entziehen ſuchen und bei jeder Gelegenheit ſich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden.“

(Februar 1771.)

„Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggeriſſen, wenn ich Andromachens Gewebe der Aſketenlehre von den Lehrſtühlen meiner Univerſitäten verbannt und den blos beſchaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeſchaffen habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen raiſonniren.“

(Februar 1781.)

Schon Maria Thereſia hatte der Vermehrung der Klöſter Schranken geſetzt, doch beſtanden 1780 in Oeſterreich bei einer Bevölkerung von 25 Millionen noch 2163 Klöſter mit 64.000 Bewohnern. Für die das Mönchsthum beſchränkenden Geſetze rächte man ſich in Rom dadurch, daß für die verſtorbene Kaiſerin der herrſchenden Sitte zuwider kein Todtenamt in der Peterskirche gefeiert wurde. Als Joſef dies erfuhr, ſagte er:

„Mir gilt es gleich, ob dieſer Biſchof von Rom höflich oder grob iſt.“

(Br.)

„Das Menſchenleben bringt durch Schwäche der Kindheit und des Alters, durch Schmerzen des Leibes und des Geiſtes, durch Unglück und Todesfall ſo viele unabwendbare Leiden für jederman mit ſich, für den Fürſten wie für den Bauer, daß es nutzlos und widerſinnig ſcheint, dieſelben durch freiwillige Marteranſtalten immer höher und höher zu ſteigern."

(Gegen die Mönchsklöſter 1781.) (Bu.)

„Es ſei zwar die Aufhebung der Kloſterkerker bereits befohlen, um aber geſichert zu ſein, daß von der Geiſtlichkeit dieſem Befehle Folge geleiſtet worden ſei, ſo wird befohlen, daß Kommiſſarien die Klöſter mit genauer Sorgfalt und Vorſicht wegen Exiſtirung der Kerker und der allenfalls darin eingeſperrten Geiſtlichen viſitirt, die etwa vorhandenen ſogleich abgeſchafft, die daran ſchuldtragenden Oberen zur Verantwortung gezogen, die allenfalls darin geſperrten Geiſtlichen nach Maß der ſchon beſtehenden Befehle verſorgt, derlei Oerter zu Holzgewölben oder anderen nothwendigen Behältniſſen zugerichtet, die doppelten Thüren und harten Verſchließungen weggethan und überhaupt all jenes auf die Seite geräumt werden ſoll, welches derlei Oerter zum ferneren Gebrauch für Gefängniſſe machen könnte."

(Jan. 1783.) (C. j.)

„Ich dachte mir, daß es gar nicht recht ſei, daß der Kaiſer Rudolf den heimkehrenden Kreuzrittern Orden um-

hängt, weil dieſe Herren doch viel eher Kaſſation als Gnadenbezeugungen verdient hätten. Ich dachte das, weil dieſe Männer doch klüger gethan hätten, zu Hauſe zu bleiben und ihr Vaterland vor Räubern zu ſchützen, als unſchuldige Völker aus Schwärmerei aufzureiben."

(Joſef als Knabe über ein Gemälde.)

„Ich habe zum Grunde genommen, daß nicht die Worte, ſondern das Faktum den Willen der Stifter beſtimmen und dem Folge geleiſtet werden ſoll. Wer bei Urſulinerinnen Plätze ſtiftet, ſtiftet ſie für die Erziehung. Es können alſo keine anderen Perſonen darin geduldet werden, als die der Erziehung unterliegen, folglich unter 20 Jahren; mit dem 20. Jahre müſſen ſie, als nimmer erziehungsfähig, austreten und die Plätze mit anderen, die darauf Recht haben, beſetzt werden. Jene Perſonen, welche das Alter von 20 Jahren überſchritten, haben einen Jahresgenuß zu erhalten, mit welchem ſie ſich um ihr anderweites Auskommen oder Dienſt umzuſehen haben."

(Febr. 1796. (C. j.)

3.

Josef's Toleranz inbetreff Protestanten, Juden; von Ehe, Kirche und Schule.

„Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grund und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze gewandelt, und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden."

(An van Swieten, Dezember 1787.)

„Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe;

niemand werde mehr ſeines Glaubens wegen Drangſalen ausgeſetzt, kein Menſch müſſe künftig genöthigt ſein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider ſeine Ueberzeugung wäre, und wenn er andere Begriffe von der Glückſeligkeit habe. Die Scenen der abſcheulichen Intoleranz müſſen ganz aus meinem Reiche verbannt werden."

(An van Swieten, Dezember 1787.)

„Bis nun war die evangeliſche Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derſelben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Beſitzſtand von Gütern, Würden und Ehrenſtellen, alles war ihnen geraubt. — Schon bei Anfang meiner Regierung war ich entſchloſſen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundſätze in dem Verwaltungsſyſtem zu äußern, die ohne Unterſchied großmüthig und gerecht wären; demzufolge erließ ich die Duldungsgeſetze und nahm das Joch hinweg, welches die Proteſtanten Jahrhunderte gebeugt."

(An van Swieten. Dez. 1787.) (Br.)

„Die offenen Erklärungen von Irreligion überzeugen mich immer mehr von meinen Grundſätzen: Glaubensfreiheit, und es wird nur noch eine Religion geben, welche die ſein wird, alle Einwohner gleicherweiſe auf das Wohl des Staates hinzulenken. Ohne dieſe Methode wird man nicht mehr Seelen retten, und man wird wol mehr nützliche und nothwendige Körper verlieren. Die Sachen halb thun, das paßt

durchaus nicht in meine Grundſätze; man muß entweder ganze Freiheit des Kultus geſtatten oder alle diejenigen aus dem Lande weiſen, welche nicht das glauben, was Sie glauben, und welche nicht dieſelben Formen annehmen, um anzubeten und demſelben Gott und demſelben Nächſten zu dienen. Welche Macht maßt man ſich an? Darf ſie ſich über die göttliche Barmherzigkeit erſtrecken, die Menſchen zu richten, wider ihren Willen retten zu wollen und den Gewiſſen zu befehlen? — Sobald der Dienſt des Staates geſchieht, die Geſetze der Natur und der Geſellſchaft beobachtet werden, Ihr höchſtes Weſen nicht mißachtet, ſondern geachtet und verehrt wird — was haben Sie noch auf andere Dinge einzugehen? — Der heilige Geiſt möge die Herzen erleuchten; Ihre Geſetze werden dadurch niemals von ihrer Wirkung abweichen. Dies iſt meine Art zu denken; die vollkommene Ueberzeugung wird mich hindern, fürchte ich, mein ganzes Leben davon abzuweichen."

(An Maria Thereſia, 3. April 1777.)

„Gott behüte mich, daß ich es für gleichgiltig halten ſollte, ob die Unterthanen Proteſtanten oder Katholiken ſind. Ich wollte alles darum geben, daß die Proteſtanten in den kaiſerlichen Erblanden ſämmtlich zum Katholicismus überträten. Meine Meinung iſt nur, daß ich ihnen erlauben würde, Land zu beſitzen und Bürger zu ſein."

(Zu Maria Thereſia, 1777.) (Ra.)

„Gleichwie die Aufrechthaltung der alleinſeligmachenden katholiſchen Religion, deren Aufnahme und Verbreitung, die nur durch Unterricht und wahre Ueberzeugung am ſicherſten erreicht werden mag, unveränderlich Sr. Majeſtät theuerſte Pflicht und angelegenſte Sorgfalt bleibt: alſo würde auch derſelben landesväterlicher Wunſch immer dahin gerichtet ſein, daß ohne Ausnahme deren Unterthanen eben dieſer heiligen Religion, deren Beförderung Sr. Majeſtät ſo ſehr am Herzen liegt, aus freiwilliger Ueberzeugung anhängen und auf dieſem ſicherſten Wege ihr Heil wirken möchten. Weit entfernt aber, zu dem Endzweck dieſer erwünſchten Uebereinſtimmung jemals einigen Zwang anzuwenden, oder was immer für Mittel, außer der nützlichen Aufklärung und des liebevollen Unterrichts, auch guten Beiſpiels zu gebrauchen, haben Se. Majeſtät ſich gnädigſt bewogen, der Menſchenliebe und ſelbſt deren erklärten Abſicht wol angemeſſen befunden, auch diejenigen von dero Unterthanen, welche Kenntniß und Ueberzeugung dem Schooß der heiligen Kirche noch nicht einverleibt hat, und die vielmehr einer der proteſtantiſchen, in den Erblanden tolerirten Kirchenreligionen zugethan zu ſein ſich erklären, fortan die Duldung und die Ausübung ihrer Religion nach der beſtimmten Vorſchrift der ſchon ergangenen Kundmachung zu bewilligen."

(Kaiſerliche Verordnung.) (Co.)

„Könnte man denſelben" (den proteſtantiſchen Einwanderern in Galizien) „nicht in Privathäuſern ein Oratorium zur Ausübung ihres Gottesdienſtes eingeſtehen? Sollte denn dies ſo gottbeleidigend ſein? Die in allen Ländern

zerſtreuten und hier nur gar zu häufigen Juden haben ſo viel Synagogen, als ſie nur immer wollen. Dieſe ſind ja nicht einmal Chriſten; der Himmel iſt ihnen ja völlig verſperrt; ſie thun ja die größten Läſterungen gegen die heiligſte göttliche Perſon herausſtoßen. Warum dieſe Leute toleriren, die dem Land noch dazu ſchädlich ſind, die nichts arbeiten, vom Betrug leben?! Und warum nicht, wie in Ungarn und Schleſien, einigen Proteſtanten privative den Gottesdienſt nur toleriren, welche die beſten und arbeitſamſten Unterthanen ſind, die Fabriken, Wiſſenſchaften, Geld, Handel und Manufakturen hier einführten und mit ſich brachten, und dies wahrlich das einzige Mittel iſt und der nicht mehr kommende Zeitpunkt, an welchem dies Land emporgebracht werden könnte?!“

Aus Galizien, an Maria Thereſia.) (Ar.)

„Das Wort Toleranz begreift in ſich, daß ohne Unterſchied für jene der herrſchenden und jene der drei geduldeten Religionen, in was immer für Aemtern und Dienſten, größeren und niederen, welche auf das Religionsweſen und die Erziehung der Jugend unmittelbar keinen Einfluß haben, in der Auswahl und Anſtellnng blos die Rückſicht auf die Fähigkeit und Rechtſchaffenheit genommen werden ſolle, welches allen zu bedeuten und von ihnen zu beobachten iſt.“

(März 1783.)

„Für niemand, der Talente und Fähigkeiten beſitzt und einen unbeſcholtenen chriſtlichen Lebenswandel führt,

ſoll die Religion hinfort irgendwo ein Hinderniß der Anſtellung ſein. Auch ſoll das Recht, liegendes Eigenthum zu beſitzen, Bürger und Meiſter zu werden, ſowie zu akademiſchen Würden zu gelangen, den Nichtkatholiſchen hinfort gebühren ohne Unterſchied der Orte, wo ſie bisher kraft beſonderer Geſetze davon ausgeſchloſſen waren."

(Toleranz-Edikt vom 13. Okt. 1781.)

„Dieſer Menſch" (der ſich für katholiſch ausgegeben, in der Hoffnung auf ſchnellere Beförderung) „iſt ſimpliciter zu entlaſſen, cum causali, nicht, weil er von einer anderen Religion iſt, aber weil er ſich für katholiſch ausgegeben und es nicht iſt, alſo mit Falſchheit umgegangen."

(Dez. 1780.) (Mey.)

„Die Geiſtlichkeit habe ſich von allen Kontroverſien und Schmähungen auf der Kanzel, bei den Chriſtenlehren und im Umgange zu enthalten, nur die Lehre Jeſu Chriſti und der katholiſchen Kirche auszulegen, ihre Gründlichkeit und Nutzbarkeit ohne Sticheleien auf Glaubensgegner darzuthun; die Religion, die Sittenlehre mehr den Menſchen einzuprägen und anzuempfehlen, als Gelehrſamkeit und theologiſche Zwiſtigkeiten dem ſie nicht begreifen könnenden Volke auszukramen."

(Jan. 1782. (C. j.)

„Es muß ſowol den katholiſchen als nichtkatholiſchen Seelſorgern nachdrücklichſt anempfohlen werden, daß ſie ihren

anvertrauten Pfarrkindern Liebe und Freundschaft gegen ihre in Religionssachen verschieden denkenden Mitunterthanen bestens einbinden sollen, und muß hierwegen auch zugleich der Auftrag an die Wirthschaftsämter geschehen, darauf ein stets wachsames Auge zu tragen, damit ein solches von beiden Theilen immerhin beobachtet werde."

(Mai 1785.) (Mey.)

„Sowie den Nichtkatholischen ihr Gewissen und Glauben freigestellt werde, so dürfen sie im Gegentheil sich nicht unterfangen, ihre katholischen Mitbürger, Kinder oder ihr Gesinde zu ihrer Religion durch Drohungen oder Verachtungen zu zwingen oder anzuhalten; dann noch viel weniger Schmähungen oder Thätlichkeiten auszuüben, den Gottesdienst einer anderen Religion zu verachten oder zu verschmähen, oder sich gar an Kirchen, Bildern, Statuen oder anderen zur Religion gehörigen äußeren Sachen zu vergreifen. Ferner sollen sie sich in den Wirthshäusern und bei allen Zusammenkünften von allen Religionsgesprächen, noch mehr aber von aller Verachtung und Verschmähung enthalten. Dagegen sollen auch die katholischen Unterthanen ihren irrenden Brüdern alle Liebe und Gewogenheit bezeigen und sich ebenfalls von allen Streitigkeiten über den Glauben, folglich auch um so mehr von Schmähungen und Thätlichkeiten enthalten."

(Jan. 1782.) (Mey.)

„Die Behörden haben keinen Haß oder Abneigung gegen jene Unterthanen zu zeigen, die sich sonst ruhig ver-

genommen werden, und der im Orte anwesende Geistliche muß die Dienste verrichten."

(Juni 1 '83.)

„Die katholischen Priester sollen, wenn sie nicht gerufen werden, sich den nichtkatholischen Kranken nicht aufdrängen; wenn aber der Kranke dieselben verlangt, sollen dessen Anverwandte oder die Prediger den Zutritt des katholischen Priesters zu gestatten gehalten sein. — Ferner soll es den nichtkatholischen Predigern, die Gefangenen ihrer Religion, nicht nur wie es bisher verfügt worden, in ihren Gefängnissen zu besuchen, sondern auch zum Richtplatze zu begleiten, freistehen und erlaubt sein."

(C. j.)

„Um sich dessen, daß die Berufung eines katholischen Geistlichen nicht verhindert werde, zu versichern, wollen Se. Majestät als ein Vorrecht der herrschenden Religion gestatten, daß der katholische Seelsorger derlei nichtkatholische Kranke von sich selbst und ohne daß er eigens berufen werde, einmal besuchen, ihnen seinen christlichen Beistand anbieten und falls derlei Kranke ein Verlangen, zur katholischen Religion zurückzukehren und in derselben zu sterben, äußern sollten, ihnen sodann allen hierzu erforderlichen Beistand leisten möge. Wobei jedoch diesen Seelsorgern ernstlich zu befehlen sei, daß sie in solchen Gelegenheiten aller möglichen Bescheidenheit, Sanftmuth und christlichen Liebe sich zu gebrauchen, sich hierbei aller Zudringlichkeit zu enthalten, folglich, wenn

der Kranke ſich ihres Beiſtandes nicht gebrauchen wollte, ſie ſich auch ohne weiteres zu entfernen hätten."

(Jan. 1782.) (C. j.)

„Die Ehe als bürgerlicher Vertrag und die daraus fließenden Gerechtſame und Verbindlichkeiten erhalten ihre Kraft und Beſtimmung ganz allein von den landesfürſtlichen Geſetzen."

(Ehepatent vom 16. Jan. 1785.)

„Unſere Religion, die die Grundlage der Geſetze iſt, geſtattet dem ledigen Mann eine ledige Weibsperſon, die ihm nicht in verbotenen Graden verwandt iſt, zu heirathen. Sie befiehlt es keinem, ſie ſchließt keinen aus."

„Ahnenſtolz und geſellſchaftliche Vorurtheile haben die Mariages de conscience (ſogen. Gewiſſensehen zwiſchen adeligen Männern und bürgerlichen Mädchen) erfunden; ſie ſollen künftig nicht mehr beſtehen, das iſt: ſie ſollen in ihrer Wirkung allen übrigen Ehen vollkommen gleich gehalten werden. Eine That, die man öffentlich zu begehen erröthet, darf auch im geheimen nicht geſchehen. Wer von ſeinem zeitlichen Glück und Vergnügen überzeugt, ſie zu vollführen ſich entſchließt, ſoll auch ſtandhaft genug ſein, dem Vorurtheile zu trotzen."

(Ehepatent von Anfang des J. 1783.) (Bu.)

„Se. Majeſtät, haben entſchloſſen und befohlen, daß dort, wo Stiftungen auf Prozeſſionen nach entfernten Oertern oder auch nach näheren Kirchen, aber in größerer als der geſetzmäßigen Anzahl vorhanden ſind, ſolche" (die Stiftungen) „zum Beſten der Erziehung der Jugend ſogleich auf das nützlichſte zu verwenden getrachtet werden ſollen, da eine ſolche Benutzung weit gottgefälliger als die Prozeſſionsgänge ſeien, auch durch die ſchon verbotene Ausführung derlei Wallfahrten die Erfüllung des Willens der Teſtatoren unmöglich werde und alſo die dermalige Verwendung dahin auszudeuten und zu erläutern ſei."

(Jan. 1783.) (C. j.)

„Es iſt der in den meiſten Kirchen beſtehende, zur Ableitung des gemeinen Mannes von der echten zur ſinnlichen, unechten und äußeren Andacht, den Nichtkatholiſchen aber zum Spott Anlaß gebende Mißbrauch ohnehin bekannt, vermöge welches den Statuen und Bildern beſondere Kleidungen, Hemde, Strümpfe, Schuhe angelegt, Perrücken aufgeſetzt, goldene, ſilberne und andere Herzen, Füße, Hände, Ringe und dergleichen angehängt und andere Putzwerke beigebracht werden. Nun iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß alles dies zur Seite geräumt und dafür nach Umſtänden nothwendige Kircheneinrichtungen, oder falls deren kein Mangel, ſtatt dieſer meiſtens elend geſtalteten oder gemalten Statuen und Bilder beſſere und kunſtmäßige beigeſchafft werden. Desgleichen ſind die inneren Wände vieler Kirchen mit Opfern, Opfertafeln, hölzernen Füßen, Krücken, Säbeln, Panzern, Ketten und dergleichen Zeugniſſen meiſtentheils unerwieſener Wunderwerke mehr verunſtaltet als geziert,

und daher iſt allerdings auch dahin zu ſehen, daß ſolche, ohne bei dem Volk ein Aufſehen zu erregen, nach und nach weggeſchafft, und dieſe Opfer, inſoweit ſie einen inneren Werth haben, viel gedeihlicher zur Vergrößerung des Kirchenfonds verwendet werden mögen."

(Febr. 1784.) (C. j.)

„Se. Majeſtät haben befohlen, daß von nun an die Beleuchtungen und das Zuküſſengeben der Reliquien, da dadurch das an das Aeußerliche allzu gewöhnte Volk von der ihm als Pflicht obliegenden Anbetung Gottes ab- und zu der Verehrung der Kreaturen zu ſehr hingeleitet wird, dies aber dem Begriffe der wahren Verehrung nicht entſpreche; wie auch das zum Aberglauben öfter führende Anrühren der Bilder, Roſenkränze, Pfennige, Kreuze u. dgl. an die Reliquien eingeſtellt; dann allen Manns- und Frauenklöſtern und ſelbſt der Weltgeiſtlichkeit die Verfertigung oder Austheilung der Amulete und die den Begriff der aufgehobenen Brüderſchaften nur noch nährenden Skapulire und Gürtel unterſagt; auch niemand mit geweihten oder für geweiht ausgegebenen Kerzen, Roſenkränzen, Rauchwerk und anderen dergleichen Sachen zu handeln erlaubt werden ſolle."

(April 1784.) (C. j.)

„Se. Majeſtät haben die höchſte Geſinnung geäußert, daß jene Ausſetzungen der Reliquien, mit welchen ein ſehr auffallender Prunk verbunden wird, oder wobei die Reliquien ſelbſt über das Hochwürdigſte hinaufgeſtellt oder in der Mitte des Altars, wo der für das Hochwürdige gebührende

ihrer vollkommenen Religionsfreiheit allen anderen Bürgern des Staates in allen ihren Vorrechten gleichgehalten zu werden, wodurch also aller Zwang und alle Verachtung auf einmal aufhörten: — Vorrechte, so sie nirgends genießen."

(Patententwurf über das neue Judensystem in Galizien vom 19. Mai 1788.)

„Den Juden wird erlaubt, alle Gewerbe und Nahrungsverdienste zu treiben, die allen anderen Landeseinwohnern gesetzmäßig und nach Vorschriften gestattet sind. — Den Juden ohne Ausnahme ist der Besuch aller Schulen so gut als den Christen und die daraus folgenden Doktorswürden nebst der Fähigkeit zu allen Anstellungen wie immer ohne Ausnahme zu gestatten. Sie dürfen allen Handel und Wandel ungestört treiben und sind nur an die für Handelsleute bestimmten allgemeinen Gesetze gehalten."

„Die Juden können nicht allein Herrschaften, Häuser und Gründe kaufen und besitzen, sondern um sie noch mehr zum Ackerbau anzueifern, haben sie die auf sie ausfallende Schutzsteuer von 4 Fl. in natura, in was immer für Feldfrüchten, gegen marktgängige Preise abzuführen; dies wird auch nur die ersten Jahre nöthig sein, bis die Nation endlich überzeugt sein wird, sich auch durch den Ackerbau ihren Nahrungsverdienst zu erwerben."

„Meine Geſinnung geht dahin, daß ſich die Juden, um ſich zu nutzbaren Gliedern des Staates zu bilden, ſo viel möglich auf den Ackerbau und andere nützliche Handwerke verwenden ſollen, wie ich denn auch in dieſer Rückſicht denſelben in dem neuen auszuarbeitenden Syſtem verſchiedene Befugniſſe und Begünſtigungen eingeräumt habe."

(Juli 1784.)

„Die Juden ſollen ſich in allen Geſetzen und Formen, ſowol in Gerichts- als in anderen Angelegenheiten ſo wie die Chriſten fügen, auch, die Rabbiner ausgenommen, keinen Unterſchied mehr in ihren Kleidungen haben, ſondern ſich nach der landesüblichen Art kleiden; indeß ſoll kein Menſch durch Strafe dazu gezwungen werden, da an der Kleidung und Haartragung, beſonders bei den Weibern, ſehr wenig gelegen iſt."

„Die Juden werden in allen für Chriſten beſtehenden Geſetzen, ſowol in Unterhaltung der Armen ihrer Gemeinde, wie der Abſchaffung der Bettler und Landſtreicher gleichgehalten, nur mit dem Unterſchiede, daß, bei jetzt eingeführter vollkommener Freiheit, in den vermiſchten Gemeinden der wahre Arme, er ſei nun Chriſt oder Jud, von den eingehenden Almoſen, ſowol von Chriſten als Juden, gleich unterſtützt werden muß."

(Judenpatent-Entwurf vom 19. Mai 1788.)

„Man würde meinen Anordnungen die unrichtigste Auslegung geben, wenn man deren Absicht dahin zu gehen vermeinte, durch die verwilligten Begünstigungen die Judenschaft so, wie sie jetzt ist, in meinen Staaten mehr zu vermehren oder ihrer Bevölkerung, wenn sie nicht nutzbarer wird, einen weiteren Zuwachs zu verschaffen. Der Unterricht, die Aufklärung und bessere Bildung dieser Nation ist immer nur als der Hauptendzweck dieser Verordnung anzusehen; die erweiterten Nahrungsmittel, die nutzbare Verwendung ihrer Arme und die Aufhebung der gehässigen Zwanggesetze und Verachtung bringenden Unterscheidungszeichen sollen, eines und das andere, verbunden mit dem benöthigten besseren Unterricht und der Aufhebung ihrer Sprache" (bei allem was eine Verbindlichkeit in gerichtlichen und außergerichtlichen Handlungen haben soll, bei dem einzigen Gottesdienste ausgenommen) „den Vorschub geben, mit Ausrottung der dieser Nation eigenen Vorurtheile sie aufzuklären, dadurch entweder sie zu Christen zu bilden, oder doch ihren moralischen Charakter zu bessern und sie zu nützlichen Staatsbürgern auszubilden, und bei der folgenden Nachkommenschaft wird wenigstens ganz gewiß dieses erhalten werden."

(Oktober 1781.) (Mey.)

„Jeder Taufpathe geht eine geistliche Verbindung mit der Person, die er aus der Taufe hebt, ein, er ist schuldig, sein Mögliches zu deren christlichem Lebenswandel beizutragen. Aus dieser Ursache habe ich auch, weil ich in Galizien mehrere Fälle von getauften erwachsenen Jüdinnen gesehen habe, welche blos Christinnen geworden sind, um theils mit

ihren Taufpathen, theils mit anderen einem liederlichen Lebenswandel leichter nachhängen zu können, — dieſen Befehl erlaſſen, daß ſich die Taufpathen allemal verbindlich machen müſſen, für derlei getaufte Jüdinnen Sorge zu tragen und ſie nicht dergeſtalt von ſich zu verſtoßen, daß ſolche Perſonen, die ohnehin die ſchlechteſte Erziehung erhalten haben und nicht wiſſen, was Chriſtenthum iſt, gleichſam genöthigt werden, in einen liederlichen Lebenswandel zu verfallen. Es muß alſo für dieſe getauften Jüdinnen von ihren Taufpathen entweder bei ihnen ſelbſt oder ſonſt außer dem Hauſe geſorgt und dieſelben durch das Kreisamt oder den Magiſtrat dazu verhalten werden."

(Dezember 1786.) (Mey.

„So nothwendig die wegen Entfernung der ſo feuergefährlichen ſchlechten Judenhäuſer in Lemberg von mir jüngſt ertheilte Entſchließung war, ſo wenig kann dieſelbe auf die Nation und Religion der Juden und ihre in Beſtand habenden Gewölbe ausgedeutet werden, da ſie in Anſehung ſolcher allen übrigen Kontrahenten mit den chriſtlichen Hausinhabern gleichzuhalten ſind."

(April 1786.) (Mey.

„Ich bin zwar kein Theolog, bin nur Soldat; aber ſo viel weiß ich doch, daß zum Himmel nur ein Weg führe, alſo nur eine Lehre; ich hoffe, Sie werden in Ihren Schulen auf dieſe einzige Lehre halten, auf die Lehre Jeſu Chriſti."

(Zu den Profeſſoren des Kollegiums zu Pavia.)

„Wir müſſen zuvörderſt für den Klerus eine Pflanzſchule errichten, worin die Zöglinge in dem gefährlichſten Alter der Leidenſchaften durch Erziehungsgrundſätze vor dem Verderbniß der Sitten bewahrt, alle mit dem nämlichen Geiſt der Liebe und des Eifers für unſere heilige Religion beſeelt, mit der praktiſchen Ausübung der Tugenden und vorzüglich der chriſtlichen Liebe bekannter gemacht und dieſe ihren jungen Herzen eingepflanzt und gleichſam zur Natur gemacht werden kann; indeſſen ein ſolider und aufgeklärter Unterricht ihnen zu gleicher Zeit die nämlichen Grundſätze, die nämlichen Maximen, die nämliche Methode und den nämlichen Eifer gewähren wird, um einſt die ihrer Seelſorge anvertrauten Gemeinden zur Liebe und zur praktiſchen Ausübung unſerer heiligen Religion anzuführen. Wenn endlich das theologiſche Studium auch mit anderen nützlichen Wiſſenſchaften verbunden wird, ſo kann es nicht fehlen, daß in kurzem aus dieſer Pflanzſchule eine Reihe von Religionsdienern hervorgehen werde, die, da ſie mit vereinten Kräften zu dem nämlichen Zwecke arbeiten und mit der Uebermacht ihrer Einſichten auch zugleich exemplariſche Reinigkeit der Sitten und tägliche Ausübung chriſtlicher Tugenden verbinden, mit dem beſten Erfolge den Lauf des Sittenverderbniſſes hemmen werden, welches der Religion nicht weniger als dem Wohl des Staates nachtheilig iſt.“

„Was weſentlich iſt, beſteht in dem, daß man ſich mit dem Unterricht der Geiſtlichkeit nach ihrer Beſtimmung und mit hinlänglicher Verſehung desſelben beſchäftige. Die Belehrung muß in den allgemeinen und nachher in den biſchöflichen Seminarien allein geſucht werden, ſie muß aber dem

Bedarf und der Verordnung angemeſſen ſein. Nicht jeder zum geiſtlichen Stand ſich Widmende muß ein eminentes Subjekt oder primae classis ſein in ſeinen Studien. Die Erlernung der ſo beſchwerlichen Hermeneutik lehrt weder Genügſamkeit einem Kaplan, noch vermehrt ſolche ſeine Menſchenliebe, noch gibt es ihm Füße und Kräfte zur Erſteigung beſchwerlicher Gebirge und Wege, um die Kranken zu beſuchen, die Sakramente zu adminiſtriren; wie kann man glauben, daß, nachdem man unter dem Namen einer Lehre und Aufklärung allen Enthuſiasmus den jungen Leuten in ihren Studien benimmt, ſowol gar Zweifeln, vielleicht ihnen über die Religion ſelbſt und ihre unergründlichen Wahrheiten, überläßt, daß Eltern, Vormünder, welche doch der Kinder Beruf leiten, ja Jünglinge ſelbſt dem geiſtlichen Stande ſich widmen und ihn vorwählen werden, vor allem anderen, wo ihnen nur ſo viele Beſchwerlichkeiten und eine ſo geringe Ausſicht bevorſteht; denn das Motivum ſupernaturale müſſen wir ganz auf die Seite ſetzen, ſobald das Enthuſiaſtiſche gemindert wird. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn der Beruf zum geiſtlichen Stande ſich jetzt ſehr vermindert, ſondern auch die gänzliche Aufliegenheit an nöthigen Subjekten ſich in wenigen Jahren ganz darſtellt."

„Man hat wohlbedächtlich und nach Pflicht die Pfarreien und Lokalkaplaneien an allen Orten vermehrt, man hat ebenfalls die unbeſcheidliche Anlockung und Anreizung der Ordensgeiſtlichen, wodurch ſie Jünglinge von 15 Jahren in ihre Garne zogen, die ſie in der Dummheit erhalten mußten, um ſie ihr Unglück nicht fühlen zu laſſen, aufgehoben und

ihre Gebräuche, Kleidung, Strenge lächerlich und verächtlich gemacht."

(Jan. 1788.) (Bru.)

„Es muß nichts den jungen Leuten" (auf den Universitäten) „gelehrt werden, was sie nachher sehr selten oder gar nicht zum Besten des Staates gebrauchen oder anwenden können, da die wesentlichen Studien in Universitäten nur für die Bildung der Staatsbeamten dienen, nicht aber blos zur Erziehung Gelehrter gewidmet sein müssen, welche, wenn sie die ersten Grundzüge wohl eingenommen haben, nachher sich selbst ausbilden müssen, und ich glaube nicht, daß ein Beispiel sei, daß von dem bloßen Katheder herab einer es geworden sei."

(Nov. 1781.) (Mey.)

„Besonders soll man den Zöglingen Gelindigkeit und Liebe empfehlen und ihnen Abscheu vor jenem theologischen Hasse predigen, wodurch man immer sehr schlecht vom Gegentheil denkt und urtheilt und womit die Gemüther der Gegner nur noch mehr erbittert und von uns entfernt werden. Unterrichtet von dem Wesen der wahren christlichen Toleranz, werden sie Wahrheit und Irrthum nicht gleich schätzen, aber doch Frieden mit den Glaubensgegnern haben, sie mit Gefälligkeit lieben, und kommt es wirklich einmal zu einem Streit mit ihnen, nie wie Feinde, sondern friedevoll wie Freunde mit ihnen handeln und ihre Fehler bestreiten, ohne die Person zu beleidigen, da dieses allein die Art ist, womit man ganz ohne Nachtheil der reinen Lehre die Scheidewand,

die uns trennt, wegräumen und sie nach dem Wunsche eines jeden rechtschaffenen Mannes mit uns vereinigen kann."

(Neues Regulativ des deutsch-ungarischen Kollegiums zu Pavia. Febr 1785.)

„Die Zöglinge sind besonders zu gewöhnen, genau darauf zu sehen, worin wir mit Leuten, die außer unserer Kirche sind, miteinander übereinkommen und worin wir mit ihnen uneins sind. Bei welcher Betrachtung sie einsehen werden, es gebe nicht so viele Punkte, in welchen wir von ihnen unterschieden sind, als der Pöbel polemischer Theologen meint."

(Neues Regulativ vom 3. Febr. 1783 des geistlichen Instituts „Sapienza" in Pavia.) (G.-H.)

„In Beziehung solcher Anstalten, die wir zum Vortheile der Religion, zur besseren Einrichtung der Kirchenzucht und in Ansehung derselben zur rechtmäßigen Ausübung in landesherrlicher Gewalt in unseren Kirchen und Staaten nach reifer Ueberlegung getroffen haben, sind wir von den richtigen Grundsätzen, den Beweggründen und dem Endzwecke, so und nicht anders zu handeln, so fest überzeugt, daß es nicht möglich ist, etwas auszusinnen oder beizubringen, was uns eines anderen bereden oder von unserem Unternehmen abzustehen jemals bewegen könnte."

(An den Papst. Jan. 1782.)

„Es muß förderſamſt auf die Einführung einer guten Disziplin und Schulzucht das Augenmerk gerichtet werden, da eine geſittete, ſittſame, ordentliche Jugend nothwendiger als eine gelehrte iſt.“

(April 1781.) (Mey.)

„Umſichtsvolle Eltern halten es für Pflicht, ihre Söhne dem öffentlichen Unterricht zu entziehen, weil dieſer größtentheils nur im Memoriren, alſo in einem leeren Gedächtnißwerke, beſteht, keineswegs aber die Jugend zum eigenen Nachdenken und Reflektiren anleitet; weil man nur die Außenſeite zu ſchmücken ſucht und durch Beibringen oberflächlicher Kenntniſſe und witziger Gedanken die Zeit verſchwendet, wodurch der Jugend für das Erſte, für die eigentlichen Berufsſtudien und die dazu nöthigen Vorbereitungen keine Zeit übrigbleibt, auch ihr Geſchmack dafür nicht gebildet wird, ſondern vielmehr eine ganz falſche Richtung erhält. — Da ein weſentlicher Theil in Erziehung und Bildung der Jugend, Religion und Moralität viel zu leichtſinnig behandelt, das Herz nicht gebildet und ebenſo wenig das Gefühl für ſeine Standespflichten entwickelt wird, ſo vermißt der Staat dadurch den weſentlichen Vortheil, redliche, denkende und wohlgebildete Bürger ſich erzogen zu haben.“

(An Graf Kolowrat, 9. Febr. 1790.)

„Da die Anzahl der die Schulen beſuchenden Kinder mit jener der ſchulfähigen bei weitem in keinem Verhältniß ſteht und daraus abzunehmen iſt, daß der Eifer der Eltern,

ihre Kinder in den zu ihrem künftigen Fortkommen ſo nöthigen allgemeinen erſten Kenntniſſen unterrichten zu laſſen, noch nicht genug belebt ſei; ſo iſt durch die Konſiſtorien zu veranlaſſen, daß jährlich vor Anfang des Schuljahres die wegen Beſtätigung und Beförderung der Normallehrart erlaſſene Verordnung von jedem Pfarrer auf der Kanzel öffentlich abgeleſen, auch hernach in der am nämlichen Tage darauffolgenden Predigt eine der Sache angemeſſene Ermahnung an die Eltern, ihre Kinder fleißig in die Schule zu ſchicken, gehalten und ihnen der Nutzen, der für ihre Kinder ſowie für das ganze Land durch derſelben beſſern Unterricht und die daraus entſpringende allgemeine mehrere Aufklärung erfolgen müſſe und der diesfällige Befehl Sr. Majeſtät ihnen wohlbegreiflich gemacht werde."

(Sept. 1782.) (C. j.)

„Die Pflichten der Unterthanen gegen den Monarchen ſollen als ein Anhang zum Leſebuch für Landſchulen in den deutſchen Schulen verbreitet werden."

(Hofdekret vom 29. Juli 1783.) (C. j.)

4.

Josef's Politik; über die Türken und Rußland, über Deutschland und Preußen.

„Diese Barbaren des Orients" (die Türken) „haben mehr denn zweihundert Jahre alle mögliche Treulosigkeit gegen meine Vorfahren begangen, Traktaten verletzt, so oft es ihrer Raubgier gefiel, Verheerungen anzustellen, und alle Aufrührer unterstützt, die sich dem rechtmäßigen König entgegenstellten. — Meineidigerweise verletzten sie alle Friedensbündnisse und mißhandelten die Einwohner von Ungarn auf die grausamste Art. Damals, wenn Oesterreich mit anderen Feinden in Krieg verwickelt war, überfielen sie die Grenzen des Reiches mit gewaffneter Hand und verfuhren wie Kannibalen. — Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsale zu entschädigen, die es einstens von ihnen dulden mußte, und wo ich es hoffe dahin zu bringen, daß ich die Welt von einem Geschlecht Barbaren reinige, die ihr so lange zur Geißel geworden."

(Brief vom 6. Juli 1788.)

„Dieſe Ungeheuer ſind nicht werth, Europa zu bewohnen.“

(Ueber die Türken im Kriege 1788.) (Car.)

„Die Türken, und vielleicht nicht ſie allein, haben zur Maxime, das, was ſie in widrigen Zeiten verloren, bei der erſten für ſie günſtigen Gelegenheit wieder zu ſuchen, das heißt, man läßt dem Schickſal ſeinen Lauf und unterwirft ſich den Fügungen der Vorſehung.“

(An Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Jan. 1788.)

„Die Türken müſſen in den Streitpunkten nachgeben. Wenn ſie Katharinen“ (Kaiſerin von Rußland) „durch eine Weigerung herausfordern, wie kann man ſie hindern, ſich durch Wegnahme einiger Städte zu entſchädigen? Sie hat zahlreiche abgehärtete, unermüdliche Truppen; man kann ſie hinführen, wo man will. Sie ſehen, wie wenig man ſich hier aus dem Leben und den Strapazen der Menſchen macht; 800 Stunden von der Hauptſtadt legen ſie Straßen an, graben Häfen, bauen auf Moräſte, errichten Paläſte, pflanzen engliſche Gärten mitten in Wüſten, alles dies ohne Bezahlung, ohne Bett, oft ohne Lebensmittel und immer ohne Murren. — Die Kaiſerin iſt der einzig wahrhafte Souverän in Europa: ſie braucht viel überall und iſt nichts ſchuldig, ihre Papiere gelten, ſo viel ſie will; wenn ihr der Gedanke käme, ſie könnte Geld aus Leder ſchlagen laſſen. England liegt unter einem Berg von Papiergeld begraben. Frankreich machte das öffentliche

Geſtändniß von dem ſchlechten Zuſtand ſeiner Finanzen, und ich kann kaum aufbringen, was mich meine Kolonien in Galizien und die Feſtungen koſten, die ich dort habe bauen laſſen."

(Zu Ségur in Cherſon.)

„Ich habe ihm" (dem Geſandten in Konſtantinopel) „gerathen, ſich zu ſeiner Verwendung bei der Pforte der deutſchen Sprache zu bedienen, deren energiſche Laute ungleich geeigneter zur Ueberredung ſeien als das ſalbungsreiche Franzöſiſch."

„Konſtantinopel wäre ein Zankapfel, welcher eine Vereinigung der großen Mächte zu einer Theilung des türkiſchen Reiches immer unmöglich machen würde."

(In Cherſon zu Ségur.) (Nach anderer Quelle ſagte Joſef:

„Konſtantinopel würde ein Gegenſtand der Eiferſucht und der Uneinigkeit ſein, welcher für immer eine Uebereinſtimmung der Großmächte in Beziehung auf die Theilung der Türkei unmöglich machen wird."

(Ségur, Mem.)

„Vielmal haben die Turbane Oeſterreich in Gefahr gebracht, aber die Lage würde ganz anders gefährlich werden, wenn die ruſſiſchen Hüte in Konſtantinopel herrſchten."

(Pag.)

„Ich werde nicht dulden, daß ſich die Ruſſen in Konſtantinopel niederlaſſen. Uebrigens kann dieſer durch die erhitzte Einbildungskraft der Kaiſerin ausgebrütete Plan nicht ausgeführt werden, und bedürfte ſie auch nur einer Ukaſe, um ſich Konſtantinopels zu bemächtigen und ihren Enkel Konſtantin krönen zu laſſen, ſo könnte ſie ſich nicht gegen die türkiſchen Streitkräfte in Kleinaſien und gegen mehrere große Mächte halten, die ſich der Türken annehmen würden; überdies müßte ſie in dieſem Falle ihr ganzes Reich von Truppen entblößen, die Hälfte davon verlaſſen und die Hauptſtadt wechſeln."

(Zu Ségur in Cherſon.)

„Statt des Verſuches, die Ruſſen zu hemmen, möchte ich für den Fall, daß ſie fernerhin glücklich wären und über die Donau gingen, meiner Mutter der Kaiſerin-Königin rathen, Bosnien und Serbien zu beſetzen, es als ein Pfand für den letzten Ausgang der Unruhen zu behalten und zu verhindern, daß dieſe Landſchaften in andere Hände fielen."

(Zu Kaunitz, Jan. 1771.) (Kau.)

Ueber das Fortſchreiten der ruſſiſchen Unternehmungen äußerte Joſef zu Ségur (in Cherſon): „Ich ſehe darin mehr Glanz als Reelles. Der Fürſt Potemkin iſt thätig, aber mehr geeignet, große Unternehmungen anzufangen, als ſie zu vollenden. Uebrigens ſcheint alles leicht, wenn man Geld und Menſchenleben verſchwendet. Wir in Deutſchland oder Frankreich können nicht verſuchen, was man hier ungehindert wagt.

Der Herr befiehlt: Schaaren von Sklaven arbeiten. Man bezahlt ihnen wenig oder nichts; man ernährt sie schlecht; sie wagen nicht zu murren, und ich weiß, daß seit drei Jahren in diesen neuen Gouvernements" (Krim ꝛc.) „durch die Strapazen und die Ausdünstungen der Moräste 50.000 Menschen zu Grunde gegangen sind, ohne daß man sie beklagte, ja ohne daß man nur von ihnen sprach."

„Das Innere hat hier große Fehler, aber die äußere Macht ist ebenso reell als glänzend. Der Soldat, der leibeigene Bauer sind Werkzeuge, deren man sich bedient, um abzutreiben, was man will. Der slavische Adel kennt kein anderes Gesetz als den Willen seiner Monarchin, keinen anderen Zweck als ihre Gunst. In Rußland findet keine Zwischenzeit zwischen einem Befehl, so launenhaft er sein mag, und seiner Ausführung statt. Wäre ein Karl XII. das Haupt dieser Nation, er würde mit 600.000 Mann ganz Europa in Schrecken setzen."

(Ueber Rußland, zu Ségur, in Cherson.)

„Ihre Eitelkeit ist ihr Götzenbild; ihr rasendes Glück sowie der Wetteifer ganz Europas in übertriebenen Huldigungen für sie haben sie verdorben. Man muß schon mit den Wölfen heulen; wenn nur das Gute geschieht, liegt wenig an der Form, in welcher man es erreicht."

(An Kaunitz über Katharina II.)

„Die große Kunſt iſt, auf den Charakter und die Launen der Kaiſerin einzugehen. Sie iſt ohne Zweifel eine Fürſtin von ausgezeichnetem Genius, allein ſie kann nicht jegliches Ding ſelbſt machen Wer mit ihr zu thun hat, muß nie ihr Geſchlecht aus den Augen verlieren, noch vergeſſen, daß ein Weib anders ſieht und handelt als ein Mann. Ich ſpreche aus Erfahrung, wenn ich behaupte, der einzige Weg mit ihr gut auszukommen ſei: ſie nicht verzärteln und ihr nicht ſchroff entgegentreten; in Sachen geringer Wichtigkeit nachgeben, unvermeidlichen Widerſpruch ſo viel als möglich verſüßen, überall ein Beſtreben zeigen, ihr zu gefallen, und zu gleicher Zeit an gewiſſen weſentlichen Grundſätzen feſthalten und an einem Gefühle ſeines eigenen Rechtes. Drückt ſie einen Wunſch aus, der ſich ohne Verletzung jener Grundſätze erfüllen läßt, möge man ihn mit der gefälligen Aufmerkſamkeit bewilligen, welche man einer Frau ſchuldig iſt; beſteht ſie hingegen auf etwas Unzuläſſigem, muß man fühlen laſſen, daß, obgleich ſie oft führen, ſie doch nicht zwingen könne. In dieſer Weiſe darf man hoffen, mit ihr auf einem guten Fuße zu leben, ſich zu ſchützen gegen die Hitze und Grauſamkeit ihrer Gefühle, und ſie zu überzeugen: jeder Fürſt habe ein unbeſtreitbares Recht, ſich über die weſentlichen Punkte ſeines Benehmens ſelbſt eine Linie vorzuſchreiben und daran feſtzuhalten.“

(Ueber die Kaiſerin Katharina II.) (Rau.)

„Ich habe mich gezeigt, wie ich wirklich bin, ich habe keine Falſchheit oder Kunſt gebraucht, Ihren guten Willen und Ihre Freundſchaft zu erwerben, weshalb Sie im Stande ſind, über meinen Charakter und meine Verdienſte zu urtheilen.

Ich ſehe voraus, daß man nach meiner Entfernung verſuchen wird, mich zu verleumden und anzuſchwärzen. Ich bitte, daß, bevor Sie ſolchen Anklagen Glauben beimeſſen, Sie Ihr eigenes Urtheil befragen und danach entſcheiden. — Ich bin kein Schmeichler, doch muß ich Ihnen aufrichtig ſagen, daß Sie den hohen Ruf, deſſen Sie genießen, noch übertreffen. Die wenigen Wochen, welche ich mit Ihnen verlebt habe, muß ich für die angenehmſte und nützlichſte Zeit meines Lebens halten."

(Zur Kaiſerin Katharina II. beim Abſchied.) (Rau.)

„Recht gern nehm' ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen: Ihre Anſichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutſchlands zu erzielen, unſeres gemeinſchaftlichen Vaterlandes, das ich gerne ſo nenne, weil ich es liebe und ſtolz darauf bin, ein Deutſcher zu ſein."

(An Karl Theod. v. Dalberg, 13. Juli 1787.)

„Gleich Ihnen habe ich mich öfters beſchäftigt, darüber nachzudenken, was unſer Vaterland glücklich machen könnte. Ich bin ganz einſtimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaiſers mit dem deutſchen Staatskörper und ſeinen Mitſtaaten das einzige Mittel ſei; aber bis dahin zu kommen — hierin liegt der Stein der Weiſen. Er iſt um ſo ſchwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verſchiedenen Intereſſen zu vereinigen, beſonders

der Untergebungen, die vorſätzlich die Angelegenheiten Deutſchlands verwirren und ſie zu einer wahrhaft unerträglichen Pedanterie machen, um die Fürſten abzuſchrecken, ihre Angelegenheiten durch ſich ſelbſt zu betrachten; um ſie über ihre eigenen Intereſſen zu verblenden, ſie in Abhängigkeit zu erhalten und ſich nothwendig zu machen, indem man Märchen aller Gattungen erſinnt, abgeſchmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht, und wonach man ſie zu handeln bewegt, als ob es die wahrſten Thatſachen wären. — In jeder Geſellſchaft, von welcher Art ſie ſei, muß ein allen gemeinſchaftliches Objekt vorhanden ſein; aber das Wort „Patriotism", deſſen man ſich gegenwärtig ſo gemeiniglich bedient, ſollte ausſchließlich auch eine reelle Bedeutung haben, während das Intereſſe des Augenblickes, die Eitelkeit der Perſonen, politiſche Intriguen Verbindungen bilden und Beſorgniſſe rege machen, denen man, ſelbſt bis zu den juridiſchen Entſcheidungen unter einzelnen, alles unterwerfen möchte. — Wenn unſere guten deutſchen Mitpatrioten ſich wenigſtens eine patriotiſche Denkungsart geben könnten; wenn ſie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Pruſſiomanie noch Auſtromanie hätten, ſondern eine Anſicht, die ihnen eigen wäre, nicht von anderen erborgt; wenn ſie wenigſtens ſelbſt ſehen und ihre Intereſſen prüfen wollten, während ſie meiſtens nur das Echo einiger elenden Pedanten und Intriguants ſind."

(An K. Th. von Dalberg, 13. Juli 1787.)

„Deutſchland hat gar viele Fürſten und Herren, und darum iſt ſein eigentlicher Herr, darum iſt der deutſche Kaiſer eine trübſelige Jammergeſtalt geworden und zu ſchmach-

voller Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Darum tobt der Unfriede und Krieg beständig in seinen eigenen Eingeweiden, darum ist Deutschland nur noch ein hohler Name, den die anderen Nationen verlachen und der für uns selber kaum noch eine Bedeutung hat."

„Wenn sie" (Oesterreich und Preußen) „sich aufrichtig miteinander verbinden und im Einverständniß miteinander handeln, haben sie nichts weiter zu fürchten, weder von einer einzelnen Macht, noch von einer Verbindung mehrerer: sie werden die Schiedsrichter sein, nicht allein in Deutschland, sondern in Europa. Alle Mächte werden sie suchen; sie werden keine andere Macht zu suchen brauchen. Der allgemeine Friede wird nur von ihnen abhängen. Eine der anderen versichert, werden sie das Glück ihrer Unterthanen, die Blüte ihrer Staaten bewirken und sich gegenseitig alle die Vortheile verschaffen können, die sie für sich nöthig erachten, ohne anderen mehr gewähren zu müssen, als ihnen gut scheint. — Wenn dies nun eine unleugbare Wahrheit ist, so muß man eingestehen, daß die Fortsetzung der Feindschaft den beiden Staaten alle diese Vortheile raubt und die entgegengesetzten Nachtheile zuzieht. Sie schwächen sich gegenseitig von Jahr zu Jahr durch die ungeheuren Aufwendungen, zu denen ihre Eifersucht sie nöthigt, durch die Demüthigungen und Niedrigkeiten, mit denen sie die eine der anderen ihre verschiedenen Alliirten, oftmals kleine Prinzen, zu entreißen suchen; dabei müssen sie denn eine Menge von Dingen, die ihnen vortheilhaft wären, vernachlässigen, schädliche dagegen nicht allein dulden, sondern fördern."

(Ende 1786.) (Rau.)

„Kein Bündniß könnte je auf einer ſolideren Grundlage begründet ſein und unter einfacheren Bedingungen als dieſes" (zwiſchen Oeſterreich und Preußen), „da es ſich ja nur darum handelt, ſich gegenſeitig wohl zu überzeugen, daß das reellſte Intereſſe der öſterreichiſchen und preußiſchen Monarchie beſteht und immer beſtehen wird: in dieſer Union, und daß kein augenblicklicher Vortheil, ſo groß er immer für die eine oder die andere dieſer zwei Mächte ſein könnte, ſelbſt mit Rückſicht auf jede andere irgendwelche Alliance, nicht den Verluſt ihrer Freundſchaft aufwiegt, und daß ſie gleicherzeit feſt entſchloſſen ſind, nicht allein an keine Gebietsvergrößerung mehr zu denken, auf Koſten des einen oder des anderen, ſondern ſich ſelbſt den ruhigen Beſitz ihrer gegenwärtigen Staaten zu verbürgen, gegenüber und gegen alle, und daß ſie die Feinde der einen auch für Feinde der anderen betrachten. Man legt ſelbſt darauf keinen Werth, daß dieſe beiden Häuſer von derſelben Nation ſind, daß ſie eine gemeinſame Sprache haben und daß man ſich in ihren Staaten zu denſelben Religionen bekennt, was die Meinung der großen Menge zu beeinfluſſen nicht unterläßt, ſo daß es die Wirkung der politiſchen Uebereinſtimmung und der fürſtlichen Abſichten fördert und erleichtert, indem es ſelbſt ihre Dauer verſichert. Unterſuchen wir aber die gegenſeitigen Nachtheile, welche für einen wie den anderen beſtehen würden, wenn dieſe Idee vor der Zeit von den übrigen Mächten Europas erkannt würde, ſo darf man nicht überraſcht ſein, daß ſie alles in der Welt thun würden, um ſie zu verhindern, und ſelbſt irgendwelcher Miniſter könnte es, ohne unangenehme Folgen für ſich zu fürchten, nicht rathen."

(An Kaunitz, 6. Dez. 1786.)

Daß die wahre Lage bisher nicht erkannt wurde, erklärte ſich der Kaiſer daher, „daß die Fürſten, welche über die Politik zu entſcheiden haben, Menſchen ſind und ihre Vorurtheile hegen“ — und fügte hinzu: „Nur von dem feſten Willen und der vollkommenen Ueberzeugung der beiden Souveräne kann dieſe Union ausgehen. Sie wird Europa in Erſtaunen ſetzen und die Segenswünſche der Unterthanen, der jetzigen und der künftigen Generationen hervorrufen.“

(Ende 1786.)

„Beharrlich in meinen Entſchlüſſen, insbeſondere, wenn es ſich darum handelt, mich dem einzigen Weſen, das ich verehre und anbete“ (ſeine Mutter) „gefällig zu erweiſen, habe ich bis an das Ende feſtgehalten an meinem Syſtem und dadurch die einzige Gelegenheit verſäumt, die ſich im Laufe meines Lebens mir darbieten wird, einen Mann“ (Friedrich II.) „zu ſehen und kennen zu lernen, welcher, ich kann es nicht leugnen, meine Neugierde außerordentlich gereizt hat.“

(Ar.)

„Wenn der König von der Kriegskunſt ſpricht, die er wahrhaft zum Gegenſtande ſeiner Studien gemacht und worüber er alles nur immer Denkbare geleſen hat, dann iſt alles nervig, ſolid und zugleich höchſt belehrend. Da findet man keinen Wortkram; die Behauptungen, welche er aufſtellt, weiß er durch die Thatſachen und die Geſchichte zu beweiſen, von der er eine ſehr ausgedehnte Kenntniß beſitzt. Sein bewundernswürdiges Gedächtniß gibt ihm fortwährend Bei-

ſpiele an die Hand, die in ſo vielen Kriegen gemachten Erfahrungen aber laſſen ihn jederzeit für ſie die richtige Anwendung finden."

(Ueber Friedrich II., erſtes Zuſammenſein zu Neiße.) (Ar.)

„Als Militär beklage ich den Verluſt eines großen Mannes, der in der Geſchichte der Kriegskunſt auf immer Epoche machen wird. Als Staatsbürger aber bedauere ich, daß dieſer Todesfall nicht dreißig Jahre früher eingetreten iſt. Im Jahre 1756 wäre derſelbe auf eine ganz andere Weiſe vortheilhaft geweſen als im Jahre 1786."

(Ueber Friedrich's II. Tod.) (Rau.)

Als man nach dem Tode Friedrich's II. meinte, man würde jetzt nur vorzurücken brauchen, um Schleſien wieder zu nehmen, ſagte Joſef: „Jawol, wenn die preußiſche Armee eine Krankheit hätte wie der König!"

(Ra.)

5.

Josef als Feldherr und Soldat.

„Das Kriegshandwerk ist wol sehr schön und seine Ausübung so ruhmvoll, daß jeder Mann, welcher denkt und den Werth des Ruhmes fühlt, es hinreißend finden soll und als das einzige, welches großen Seelen zu ergreifen übrig bleibt."

(An Leopold II., Nov. 1774.)

„Ich kenne nur zwei Mittel, die Soldaten im Zaum zu halten, und diese sind anständige Behandlung und Standhaftigkeit." (Car.)

„Ich kenne nur zwei Weisen, Soldaten zu führen; die Ehre und die Festigkeit" — sagte Josef, als man sich über die unregelmäßigen Aushebungen und zahllosen Plackereien dabei beschwerte und er diesen Uebelständen Abhilfe verschaffte.

(Pg.)

„Wer liegt, bleibe liegen; wer ſitzt, bleibe ſitzen" — befahl Joſef im Feldlager, d. h. die Soldaten, welche nicht im wirklichen Poſtendienſt waren, ſollten ihm keinerlei Ehrenbezeugungen machen und ihre Beſchäftigung oder Ruhe nicht unterbrechen, wenn der Kaiſer im Lager umherging.

(P3.

„Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; verachte die Grundſätze derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen ſuchen und ſich mit kaltem Blute durchbohren. Eine ſolche barbariſche Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemeſſen iſt, und die oft ſo traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und beſtraft wiſſen, und ſollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben!"

(Auguſt 1771.)

(Nach dem Duellmandat von 1752 ſollten Herausforderer wie Geforderte, Sekundanten, Rath- und Vorſchubgeber, ſelbſt ſolche, die zum Duell aufhetzten, oder jemand, der eine Forderung nicht angenommen, ſchmähten, auch dann, wenn bei ſtattgefundenem Zweikampf niemand verletzt worden, durch das Schwert hingerichtet werden. Dieſe Strenge glaubte Joſef rückſichtslos vollziehen zu müſſen, um die unvernünftige Gewohnheit des Duellirens auszurotten.)

„Wird man denn niemals ein Mittel finden, den Feind zu überwinden, ohne daß es ſo vielen Menſchen das Leben koſtet?!" ſagte Joſef mit Thränen

in den Augen, mitten im Jubel über die Nachricht von einem gewonnenen Treffen mit den Türken.

In einer entſcheidenden Schlacht erforderten es die Umſtände, um einen Fluß zu behaupten, eine beträchtliche Zahl von Soldaten aufzuopfern. „Nein!“ ſagte Joſef, „ich kenne kein Waſſer der Welt, das mit Menſchenblut erkauft zu werden verdiente!“ Als ihm ein hoher Offizier dieſe Schonung ausreden wollte, ſagte er demſelben: „Suchen Sie aus allen Regimentern ſo viele Ihresgleichen heraus, als Sie brauchen, und eilen Sie dann in Gottes Namen, den Fluß zu behaupten.“

(Sch.)

Im Feldzuge 1778 warf ein öſterreichiſcher Major die über die Elbe bei Kukus geſetzten Preußen mit ſeinen Truppen mit gefälltem Bajonnet zurück, welches Gefecht viel Blut koſtete. Als der Kaiſer, der mit Lacy dies Gefecht beobachtete, ſo viele ſeiner Leute fallen ſah, rief er in ſchmerzlicher Ungeduld aus: „Wozu dieſe Schlachterei? Senden Sie dem Major ſogleich Befehl zum Rückzug und geben Sie ihm für dieſes nutzloſe Blutvergießen einen ſcharfen Verweis.“ Lacy konnte aber dem Kaiſer beweiſen, daß jener Major durchaus ſo handeln mußte, um noch größerem Blutvergießen vorzubeugen, und Joſef nahm nicht nur die Belehrung dankbar an, ſondern zeichnete auch den wackeren Major, ſtatt eines Verweiſes, perſönlich aus.

(G.-H.)

Lacy rieth im Auguſt 1788 einen Ueberfall von Trautenau und die Zerſtörung der dortigen preußiſchen Feldbäckerei. Durch dieſen Schlag wäre Friedrich II. zum Rückmarſch nach Schleſien gezwungen worden und der Feldzug auf dieſer Seite ohne viel Blutvergießen beendigt. Joſef fragte aber haſtig: „Und was geſchieht, wenn der König von unſerem Anſchlag Wind erhält oder ihn aus der Bewegung unſerer Truppen erräth und Gegenanſtalten trifft? Dann geben wir ihm eine kleine Revanche für die Geſchichte von Maxen. Nein, zu dieſem Ueberfall kann ich nie meine Beiſtimmung geben, denn er ſcheint mir zu gewagt.“ — Vergebens bemühte ſich Lacy, den Kaiſer zu überzeugen, daß man ſich im ſchlimmſten Falle werde mit Ehre zurückziehen können. Der Kaiſer erwiderte: „Und dann iſt das Blut vieler braven Leute umſonſt gefloſſen.“ Er blieb bei ſeiner Ablehnung des Ueberfalles und bemerkte: „Ich erwarte ſtehenden Fußes den König am rechten Elbufer, wenn ihn die Luſt anwandeln ſollte, meine Redouten zu ſtürmen.“ — „Dieſen Gefallen,“ erwiderte Lacy ärgerlich, „wird uns der König nicht thun, denn er iſt 66 und nicht 26 Jahre alt, um noch einen ſolchen Jugendſtreich zu wagen.“ In der That brach Friedrich II. in den Tagen darauf ſein Lager vor Welsdorf ab.

(G.-H.)

Beim Abzug des preußiſchen Heeres Mitte Auguſt 1778 nach Bürkersdorf wollte Lacy in der Gegend von Kowalkowitz den Feind aus einem Hinterhalte angreifen. Joſef entgegnete aber: „Wozu, lieber Feldmarſchall, wollen wir abermals Blut vergießen und dem König die Gelegenheit

darbieten, ſich aus ſeiner Verlegenheit zu ziehen, worin er ſich gegenwärtig befindet? Der Feldzug iſt nun einmal für ihn verloren, er mag thun, was er will; es ſcheint nun, er werde ſich aufwärts der Elbe ziehen, wir thun dasſelbe und erwarten ihn. Ihm ein Treffen anbieten, heißt ein ſicheres Spiel aufgeben, um ein unſicheres anzufangen. Laſſen wir ihn ziehen; die Millionen, die er für dieſen Feldzug ausgegeben, werden ihn genug ſchmerzen!" — „Wir führen alſo einen ſehr friedlichen Krieg," erwiderte Lacy, „nur befürchte ich, der König dürfte, wenn wir ihn ſo ganz ungeſtraft abziehen laſſen, ſeiner Satire, und diesmal mit allem Recht, freien Zügel ſchießen laſſen, wie er dies vor der Schlacht bei Hochkirchen, aber damals mit Unrecht gethan." — Als der Kaiſer und Lacy am 15. Auguſt durchs Fernrohr die überhandnehmende Verwirrung der Nachhut des preußiſchen Heeres bei den Schluchten von Kowalkowitz beobachteten, rief der Kaiſer dem Feldmarſchall zu: „Laſſen Sie doch unverweilt einen Angriff unternehmen, der Feind muß einen bedeutenden Echec erleiden." Lacy, übelgelaunt, daß es zu ſpät war, die Gelegenheit zu benutzen, den Preußen einen empfindlichen Streich zu verſetzen, vergaß ſich zu der Antwort: „Ja, wenn ich aus jeder meiner Hoſentaſchen ein Huſarenregiment hervorzaubern könnte!" — Friedrich II. und nach ihm alle preußiſchen Schriftſteller haben mit Befremden erwähnt, weshalb nur die Oeſterreicher damals dem Abmarſch des preußiſchen Heeres ſo ruhig zugeſehen hätten. Man wußte freilich nicht, welcher Gefahr es entronnen, weil Joſef das Leben ſeiner Soldaten ſo hoch geſchätzt und auf einen Sieg verzichtet, um Blutvergießen zu vermeiden.

(G.-H.)

„Wollen Sie denn, daß ein Kaiſer den Haſenfuß machen ſoll?“ ſagte Joſef, als General Laudon ihn vor zu großer Verwegenheit, womit er ſich Lebensgefahren ausſetzte, zu warnen wagte. (Car.)

„Gehen Sie, lieber Laudon; machen Sie meine Streiche wieder gut, ich gebe Ihnen alle Vollmacht.“

(Nach dem erſten unglücklichen Feldzug gegen die Türken.) (Br.)

„Haben Sie mir nicht ſelbſt angekündigt, daß ich nur noch einige Tage zu leben habe und ſelbſt ein Augenblick meinem Leben ein Ende machen kann? Nun, von einem Augenblick hängt auch das Glück dieſer braven Soldaten ab, die den Grad ſo wohl verdient haben, wozu ich ſie befördere.“

(Seinem Arzt, als Joſef noch kurz vor ſeinem Tode arbeitete.) (Pag.)

„Ich würde mich der Undankbarkeit ſchuldig halten wenn ich nicht in dem Augenblicke, wo ich das Leben verlaſſe, meiner Armee meine völlige Zufriedenheit mit ihrer unwandelbaren Treue, ihrer Tapferkeit und Zucht bezeugte. Der Ruhm und das Wohlbefinden meiner Truppen ſind ſtets die vorzüglichſten Gegenſtände meiner Sorgen geweſen. Der letzte Feldzug hat meine heißeſten Wünſche übertroffen, und der Ruf meiner Truppen hat ſich in ganz Europa verbreitet.

Dieſen Ruf werden ſie erhalten, ich nehme dieſe Gewißheit mit mir; ſie iſt mein Troſt in meinen letzten Augenblicken. — Ich habe nicht ins Grab ſteigen wollen, ohne meiner Armee dies öffentliche Zeugniß meiner Liebe zu geben und ohne den lebhaften Wunſch auszuſprechen, ſie möge meinem Nachfolger und dem Staate dieſelbe Treue wie mir beweiſen."

(Letzter Tagesbefehl.) (Pag.)

Bei einer Soldatenaushebung hatten ſich zu viele Freiwillige gemeldet, ſo daß der Offizier ſich weigerte, einen Jüngling zu nehmen, weil ihm die vorderen Zähne mangelten. Dieſer ritt ins Lager zum Kaiſer und beklagte ſich über den Offizier, welchem Joſef aber recht gab. Der Jüngling brach ärgerlich aus: „Ich hoffe doch, daß Ew. Majeſtät den Feind ſchlagen, nicht aber freſſen laſſen wollen, und dazu habe ich ja Hände und bedarf keiner Zähne." Joſef entgegnete zwar: „Wenn man den Feind mit Ernſt ſchlagen will, muß man die Zähne recht übereinanderbeißen können" — nahm aber den Jüngling als Huſar auf, und dieſer brachte es durch ſeine Tapferkeit in drei Wochen zum Offizier.

(Sch.)

Ein Grenzer (guter Schütze) berichtete zu Anfang des Feldzuges 1778 dem Kaiſer, daß er es übernehmen wolle, den König Friedrich II. vom Vorpoſten aus, die dieſer ſelbſt rekognoſcire, zu erſchießen; er habe bis jetzt von ſeinem Plan nicht das Mindeſte entdeckt. „Wohlan," ſagte Joſef mit großem Nachdruck, indem er dem Scharfſchützen ein Goldſtück überreichte, bewahre dies zum ewigen Angedenken, daß dein

Schutzgeist dich gewarnt hat, auf den König zu schießen. Du begreifst nicht, welche abscheuliche That du begangen hättest, wäre dies gekrönte Haupt durch dich gefallen. Jeder brave Husar wagt wohl sein Leben, um den König im Gefechte gefangen zu nehmen; aber keiner wird so gottlos sein, ihn vom Pferde herunterzusäbeln, und sollte er selbst das Leben darüber verlieren." Der Kaiser behielt den Grenzer bei sich im Hauptquartier. Am anderen Morgen erzählte er seinem Freund, dem General Graf Lacy, den Vorfall und sagte: „Der Mann muß von der Armee entfernt werden und noch heute; ein böser Geist könnte sonst sein Spiel mit ihm treiben. Schicken Sie ihn daher unter irgend einem Vorwand nach Haus, wo man ihm, um ihm nicht wehe zu thun, eine gute Anstellung verleihen kann. Auch müssen wir darauf denken, wie man, ohne Aufsehen zu machen, verhindere, daß nicht ein anderer Schütze das ausführe, was dieser im Sinne gehabt. Denn was würde die Welt von uns sagen, wenn ein solcher Bravo aus einem Hinterhalte den König erschösse? Hat nicht Parteihaß den Kaiser Ferdinand zu verleumden gesucht, weil Gustav Adolf bei Lützen geblieben? Was würde er sich gegen uns erlauben, da wir dem Könige gleichsam im Angesichte stehen? Unser guter Ruf wäre für immer dahin!" — Der Kaiser besuchte nun mit Graf Lacy die Vorpostenlinie, erkundigte sich beim ersten kommandirenden Offizier über die Rekognoscirungen des Feindes und setzte hinzu: „Es ist möglich, daß der König" (Friedrich II.) „selbst den Vorposten sich nähere. Für diesen Fall ertheile ich den mündlichen Befehl, daß die äußersten Wachen, sobald sie den König erkannt, ihm durch das Präsentiren des Gewehrs und das Salutiren mit dem Säbel die hohe Achtung bezeugen, die den [illegible]nten Haupte, dem großen Feldherrn und meinem

perſönlichen Freund gebührt. Dieſer Befehl iſt auf das genaueſte zu befolgen und den ablöſenden Offizieren jedesmal mitzutheilen.“ So wiederholte ihn der Kaiſer vom erſten Wachtpoſten an bei allen übrigen weit über das preußiſche Lager bei Welsdorf hinaus. Nachmittags im Hauptquartier angelangt, umarmte er herzlich den Grafen Lacy: „Sie haben mir oft Gelegenheit gegeben, in Ihnen den treuen Staatsdiener zu achten, aber heut erkenne ich wieder meinen beſten Freund; durch Ihren weiſen Rath haben Sie mir meine Ruhe wieder geſchenkt und für meinen Ruf bei der Mit- und Nachwelt geſorgt.“

(G.-H.)

6.

Joſef als Beamter und Arbeiter.

„Wer dem Staate dient, muß ſich gänzlich hintanſetzen. Aus dieſem folgt, daß kein Nebending, kein perſönliches Geſchäft, keine Unterhaltung ihn von dem Hauptgeſchäfte abhalten muß; und alſo daß auch kein Autoritätsſtreit, kein Ceremoniel, kein Rang ihn abhalten muß, zur Erreichung des Hauptzieles das Beſte zu wirken. — Ob in Stiefeln, gekämmt oder ungekämmt die Geſchäfte geſchehen, muß für den vernünftigen Mann ganz gleich ſein.“

„Ich habe die Liebe, die ich für das allgemeine Beſte empfinde, und den Eifer für deſſen Dienſt jedem Staatsbeamten einzuflößen geſucht. Hieraus folgt nothwendig, daß, von ſich ſelbſt anzufangen, man keine andere Abſicht in ſeinen Handlungen haben müſſe, als den Nutzen und das Beſte der größeren Zahl.“

„Jeder wahre Diener des Staates muß bei allen Vorſchlägen, welche offenbar für das Allgemeine nutzbar, einfacher oder ordentlicher ausfallen können, nie auf ſich ſelbſt zurückſehen, ſondern ſich ſtets nach dem großen Grundſatz benehmen, daß er nur ein einziges Individuum ſei, und daß das Beſte des größten Haufens dasjenige eines jeden Particulariers und des Landesfürſten ſelbſt, als einzelner Mann betrachtet, weit übertreffe.“

„In Geſchäften zum Dienſte des Staates kann und muß keine perſönliche Zu- oder Abneigung den mindeſten Einfluß haben. — Eigenliebe muß keinen Diener ſo weit verblenden, daß er ſich ſcheue, von einem anderen etwas zu lernen, er mag nun ſeinesgleichen oder weniger ſein.“

„Eigennutz von aller Gattung iſt das Verderben aller Geſchäfte und das unverzeihlichſte Laſter eines Staatsbeamten. Der Eigennutz iſt nicht allein vom Gelde zu verſtehen, ſondern auch von allen Nebenabſichten, welche das einzige wahre Beſte, die aufgetragene Pflicht, die Wahrheit in Berichten und die Genauigkeit im Befolgen verdunkeln, bemänteln, verſchweigen, verzögern oder entkräften.“

„Bei allen Stellen muß jederman einen ſolchen Trieb zu ſeinen Geſchäften haben, daß er nicht nach Stunden, nach

Tagen, nach Seiten ſeine Arbeit berechnen, ſondern alle ſeine Kräfte anwenden muß, die Geſchäfte vollkommen auszuführen. Wer nicht Liebe zum Dienſte des Vaterlandes und ſeiner Mitbürger hat, wer zur Erhaltung des Guten ſich nicht von einem beſonderen Eifer entflammt findet, der iſt für Geſchäfte nicht gemacht, nicht werth, Ehrentitel zu beſitzen und Beſoldungen zu beziehen."

(Sogen. kaiſerliche Hirtenbrief, Ende 1783.)

„Leichter und gemächlicher iſt es freilich, wenn man ſeine Präſidialautorität in allem geltend macht und nur dem Dikaſterial-Schlendrian in den Expeditionen folgt, ohne ſich zu bekümmern oder zurückzuſehen, ob und wie das Gute und Anbefohlene geſchieht. Thun die Kommiſſionäre das nämliche gegen ihre Untergebenen, Vicegeſpane, und dieſe wieder gegen ihre Stuhlrichter, und ſo dieſe wieder gegen ihre Dorfrichter, ſo bleibt der Staat in der papiernen Verfaſſung, in der er jetzt ſchwebt, wo nämlich unendlich viel geſchrieben und ſonſt nichts gethan wird!"

(An den Kanzler von Ungarn, Juli 1786.)

„Durch eine Reſolution, die ich an meine Hofſtelle erlaſſe, gebe ich nur die Grundſätze zu erkennen, nach welchen ich will, daß ſie die Ausarbeitung machen und in allen Stücken die untergebenen Länderſtellen und das Publikum klar und deutlich belehren ſollen. Wenn ich alſo ſage, daß ich von meiner Reſolution nicht ein Haar weiche, ſo verſteht

ſich dies auch nur auf die Grundſätze, welche jedoch bei weitem noch kein ausgearbeitetes Patent ſind; denn wären ſie dieſes, und wollte ich meine Grundſätze gleich in einer ganzen Ausarbeitung und in einem eigentlichen Patent vorlegen, ſo würde ich keiner Kanzlei, ſondern nur einer Buchdruckerei bedürfen. Der Wille muß vor allem gut ſein; er iſt aber nur da wahrhaft gut, wenn man ſich in die von mir vorgelegten Grundſätze hineindenkt und nach denſelben unabweichlich arbeitet. Zugleich aber muß auch die Arbeitsſcheu und die Beſorgniß, daß man ſich einige Mühe mehr wird geben müſſen, hintangeſetzt werden, wenn man anders ein würdiger Staatsdiener und Beamter ſein will. Die hier entworfenen Patente und die Antworten der Landesſtelle beweiſen ganz klar, daß es an der wahren Gedenkensart, Willen und Eifer ſehr mangelt."

„Bei der Ausarbeitung wird die Kanzlei ſich beſonders gegenwärtig halten, daß, da dieſelbe zu einer Inſtruktion für die unzählige Menge Menſchen von verſchiedener Denkungsart und Begriffen zu dienen hat, ſolche in der beſtmöglichen Ordnung und auf die einfachſte Art eingerichtet und ſo faßlich auseinandergeſetzt und zergliedert werden müſſe, daß jeder jenes, was ihm zu thun obliegt, gleich begreifen und auszuführen wiſſen möge." (Juni 1784.) (Mey.)

„Auf dieſe und keine andere Art iſt ſogleich ohne Rückfrage die Sache, die ſonſt immer in eine größere und bedenklichere Verwirrung gelangt, auseinanderzuſetzen und

unter keinem Vorwand von dieſer oder einer anderen ſchon darüber erlaſſenen Entſchließung nur ein Haar breit abzuweichen oder kahle Ausflüchte und Abhilfe zu ſuchen, welche nicht die Sache im Grund heben und nur auf eine Zeit verkleiſtern."

(März 1785.) (Mey.)

Den Wahrheit begehrenden Sinn des Kaiſers bezeichnet der Schluß eines Handbillets vom Dezember 1780: „Die Kanzlei wird in genauer Gleichförmigkeit meiner Willensmeinung an die Stände ſogleich den Auftrag erlaſſen und ihnen ſonderheitlich einbinden, in der Sache freimüthig, ſo wie ſie für die allgemeine Wohlfahrt den Landes es angemeſſen finden und ich allein in allen Gelegenheiten ohne andere Nebenrückſichten von jederman zu vernehmen wünſche, ihren Befund zu eröffnen."

„Die Schuldigkeit eines jeden Chefs iſt, daß er alles Unnütze und Unnöthige anzeige und zur Abſtellung vorſchlage, ſowie ein jeder Untergebene es ſeinem Chef vorzutragen hat, was er nur als einen Umtrieb der Geſchäfte anſieht, der zum weſentlichen nicht führt."

„Sowie es eines jeden Pflicht iſt, zuverläſſig zu berichten, alle Fakta nach den Hauptgrundſätzen zu beurtheilen und ſeine Meinung freimüthig beizurücken; ſo iſt es auch die Schuldigkeit eines jeden Staatsbeamten, daß er ſelbſt auf Abſtellung aller Mißbräuche, auf die wahre und beſte Art zur

Befolgung der Befehle, auf die Entdeckung der dagegen Handelnden, nämlich auf alles, was zum Beſten und zur Aufnahme ſeiner Mitbürger gereichen könnte, nachſinne."

(Sogen. kaiſerlicher Hirtenbrief, Ende 1783.)

„Ihre Langſamkeit, mit welcher Sie die Prozeſſe verzögern, iſt meinen Unterthanen nachtheilig. Seien Sie thätiger, fleißiger und arbeitſamer! Dies iſt Ihre Pflicht; die meinige iſt, Sie dazu anzuhalten, damit Sie Ihre Schuldigkeit thun."

(Zum Rath der Stadt Namur 1781.)

„Der Richter ſoll nur auf vorläufige Klage und niemals von Amtswegen verfahren, ausgenommen, wann er hierzu durch die Geſetze angewieſen wird."

(1. §. der neuen Gerichtsordnung, 1782.)

„In vier abgeſonderten Oertern" (den vier Siechenhäuſern zu Wien) „hinlänglich verbinden und eine Anzahl inkurabler und ſchadhafter Perſonen verſorgen, wäre für einen jungen Mann ſchwer, noch mehr aber für einen alten vom Schlag ſchon berührten Chirurgus, wie der N. N. iſt, unmöglich. Dieſer Vorſchlag iſt alſo für den alten Chirurgus ſehr barmherzig, für die weit größere Anzahl der Inkurablen aber ſehr unbarmherzig ausgefallen."

(Juni 1784.) (Mey.)

„Die Stunden können immer eine auf die andere folgen," ſagte Joſef eines Tages lächelnd, „ich ſehe keine auf dem Zifferblatte, von der ich nach meinem Gefallen Gebrauch machen könnte, und ſo iſt es ſtets bei mir geweſen."

(Car.)

„Ich ſuche jeden Tag auszugehen, und meine Lebensweiſe iſt geregelt; von 7 Uhr morgens an bis zwei Uhr arbeite ich, dann gehe ich aus, um 4 Uhr eſſe ich, und dann arbeite ich wieder bis gegen 9 Uhr; darauf gehe ich in Geſellſchaft bis 11 Uhr und lege mich nieder; ſo iſt ein Tag wie der andere."

(Jan. 1781, an Leopold II.)

Als man den Kaiſer zu Paris fragte, ob ihn die Strapazen nicht ermüden, antwortete er: „Je ne brule point ma chandelle par les deux bouts; c'est qui me conservera." (d. h. Ich zünde mein Licht nicht auf beiden Enden zugleich an, oder: Ich vergeude meine Kräfte, mein Vermögen nicht auf doppelte Art; das iſt's, was mich erhalten wird.)

„Ich bin nicht nach Frankreich gekommen, um zu tanzen, ſondern um Kenntniſſe zu ſammeln." — „Wenn man mir nicht erlaubt, gänzlich incognito zu ſein, ſo muß ich wieder abreiſen." — „Beſuche ſind gar nicht die Abſicht meiner Reiſe. Die Zeit iſt mir hier zu koſtbar, um ſie auf Schauſpiele zu

verwenden" — erklärte Joſef auf ſeiner Reiſe durch Frankreich zu Breſt, Rochefort und Bordeaux, als man ihn zu ihm zu Ehren veranſtalteten Konzerten, Bällen, Schauſpielen u. dgl. einlud. (Bn.)

„Ich bin nach Lyon gekommen, um die Fabriken zu ſehen."

(Zu Lyon, als man ihn zur Komödie einlud.)

„Beſuche ſind gar nicht für die Abſichten meiner Reiſen. Was ich ſuche, finde ich nur bei Perſonen von Ihren Kenntniſſen. Kennen Sie mehrere Perſonen, die mich zu belehren im Stande ſind, ſo bitte ich Sie, mir dieſelben vorzuſtellen."

(Zu Bordeaux, gegen die läſtigen Beſuche des gefallſüchtigen Adels.) (B.-G.)

„Ich nehme" (gebrauche) „nichts das Jahr hindurch als die Frugalität meiner Mahlzeiten, viel Bewegung und, ſo viel ich kann, ein ruhiges Gemüth; das ſind die Mittel um lange zu leben. Das letztere gelingt mir nicht viel; ich liebe den Staat und die Monarchie zu ſehr, um nicht zu lebhaft zu empfinden, was ihn berühret, und die Gelegenheiten dazu ſind ſehr häufig."

(An Leopold II., Juli 1769.)

Als die Aerzte dem Kaiſer zu ſeiner Geneſung vollſtändige Ruhe des Körpers und des Geiſtes zur Pflicht

machten, antwortete Joſef: „Sie kennen weder mein Amt, noch wie es verſehen ſein will, gleich als könne man den wichtigſten Ereigniſſen mit Ruhe zuſehen; — aber ich werde mit aller moraliſchen und phyſiſchen Kraft, die mir übrig iſt, das thun, was der Dienſt und das Wohl des Vaterlandes erheiſcht, ohne mich um die Folgen zu kümmern, die daraus für mein Daſein entſpringen könnten. Mein Wunſch zu ſprechen und zu diktiren iſt immer in Streit mit meinem Unwohlſein."

(Ra.)

„Ich ſehe wohl, daß ich ſterben muß, wenn ich ruhen ſoll" — ſagte Joſef noch im Dezember 1788, als ihm Ruhe durchaus nöthig war, um der anſcheinenden Geneſung Dauer zu geben. Da ſein Arzt darauf beſtand, ſagte Joſef: „Ich bin ſo an die Arbeit gewöhnt, daß es mir weit peinlicher ſein würde, nichts zu thun, beſonders wenn das Intereſſe meiner Unterthanen meine ganze Kraft erfordert." Und trotz ſeiner fürchterlichen Leiden fuhr er zu arbeiten fort, obwol er kaum die Feder zu halten vermochte.

(Pg.)

„Ich ſehe wohl, daß ich, um ausruhen zu können, werde aufhören müſſen zu leben" — ſagte Joſef, als er eines Tages im Feldlager fünf Kuriere auf einmal erhielt.

In einem Geſpräche mit dem Baron von Breteuil, dem franzöſiſchen Botſchafter in Wien, über den Vortheil der

Befolgung der Befehle, auf die Entdeckung der dagegen Handelnden, nämlich auf alles, was zum Beſten und zur Aufnahme ſeiner Mitbürger gereichen könnte, nachſinne."

(Sogen. kaiſerlicher Hirtenbrief, Ende 1783.)

„Ihre Langſamkeit, mit welcher Sie die Prozeſſe verzögern, iſt meinen Unterthanen nachtheilig. Seien Sie thätiger, fleißiger und arbeitſamer! Dies iſt Ihre Pflicht; die meinige iſt, Sie dazu anzuhalten, damit Sie Ihre Schuldigkeit thun."

(Zum Rath der Stadt Namur 1781.)

„Der Richter ſoll nur auf vorläufige Klage und niemals von Amtswegen verfahren, ausgenommen, wann er hierzu durch die Geſetze angewieſen wird."

(1. §. der neuen Gerichtsordnung, 1782.)

„In vier abgeſonderten Oertern" (den vier Siechenhäuſern zu Wien) „hinlänglich verbinden und eine Anzahl inkurabler und ſchadhafter Perſonen verſorgen, wäre für einen jungen Mann ſchwer, noch mehr aber für einen alten vom Schlag ſchon berührten Chirurgus, wie der N. N. iſt, unmöglich. Dieſer Vorſchlag iſt alſo für den alten Chirurgus ſehr barmherzig, für die weit größere Anzahl der Inkurablen aber ſehr unbarmherzig ausgefallen."

(Juni 1784.) (Mey.)

„Die Stunden können immer eine auf die andere folgen," ſagte Joſef eines Tages lächelnd, „ich ſehe keine auf dem Zifferblatte, von der ich nach meinem Gefallen Gebrauch machen könnte, und ſo iſt es ſtets bei mir geweſen."

(Car.)

„Ich ſuche jeden Tag auszugehen, und meine Lebensweiſe iſt geregelt; von 7 Uhr morgens an bis zwei Uhr arbeite ich, dann gehe ich aus, um 4 Uhr eſſe ich, und dann arbeite ich wieder bis gegen 9 Uhr; darauf gehe ich in Geſellſchaft bis 11 Uhr und lege mich nieder; ſo iſt ein Tag wie der andere."

(Jan. 1781, an Leopold II.)

Als man den Kaiſer zu Paris fragte, ob ihn die Strapazen nicht ermüden, antwortete er: „Je ne brule point ma chandelle par les deux bouts; c'est qui me conservera." (d. h. Ich zünde mein Licht nicht auf beiden Enden zugleich an, oder: Ich vergeude meine Kräfte, mein Vermögen nicht auf doppelte Art; das iſt's, was mich erhalten wird.)

„Ich bin nicht nach Frankreich gekommen, um zu tanzen, ſondern um Kenntniſſe zu ſammeln." — „Wenn man mir nicht erlaubt, gänzlich incognito zu ſein, ſo muß ich wieder abreiſen." — „Beſuche ſind gar nicht die Abſicht meiner Reiſe. Die Zeit iſt mir hier zu koſtbar, um ſie auf Schauſpiele zu

verwenden" — erklärte Joſef auf ſeiner Reiſe durch Frankreich zu Breſt, Rochefort und Bordeaux, als man ihn zu ihm zu Ehren veranſtalteten Konzerten, Bällen, Schauſpielen u. dgl. einlud. (Bu.)

„Ich bin nach Lyon gekommen, um die Fabriken zu ſehen."

(Zu Lyon, als man ihn zur Komödie einlud.)

„Beſuche ſind gar nicht für die Abſichten meiner Reiſen. Was ich ſuche, finde ich nur bei Perſonen von Ihren Kenntniſſen. Kennen Sie mehrere Perſonen, die mich zu belehren im Stande ſind, ſo bitte ich Sie, mir dieſelben vorzuſtellen."

(Zu Bordeaux, gegen die läſtigen Beſuche des gefallſüchtigen Adels.) (H.-G.)

„Ich nehme" (gebrauche) „nichts das Jahr hindurch als die Frugalität meiner Mahlzeiten, viel Bewegung und, ſo viel ich kann, ein ruhiges Gemüth; das ſind die Mittel um lange zu leben. Das letztere gelingt mir nicht viel; ich liebe den Staat und die Monarchie zu ſehr, um nicht zu lebhaft zu empfinden, was ihn berührt, und die Gelegenheiten dazu ſind ſehr häufig." (An Leopold II., Juli 1768.)

Als die Aerzte dem Kaiſer zu ſeiner Geneſung vollſtändige Ruhe des Körpers und des Geiſtes zur Pflicht

machten, antwortete Joſef: „Sie kennen weder mein Amt, noch wie es verſehen ſein will, gleich als könne man den wichtigſten Ereigniſſen mit Ruhe zuſehen; — aber ich werde mit aller moraliſchen und phyſiſchen Kraft, die mir übrig iſt, das thun, was der Dienſt und das Wohl des Vaterlandes erheiſcht, ohne mich um die Folgen zu kümmern, die daraus für mein Daſein entſpringen könnten. Mein Wunſch zu ſprechen und zu diktiren iſt immer in Streit mit meinem Unwohlſein.“

(Ra.)

„Ich ſehe wohl, daß ich ſterben muß, wenn ich ruhen ſoll“ — ſagte Joſef noch im Dezember 1788, als ihm Ruhe durchaus nöthig war, um der anſcheinenden Geneſung Dauer zu geben. Da ſein Arzt darauf beſtand, ſagte Joſef: „Ich bin ſo an die Arbeit gewöhnt, daß es mir weit peinlicher ſein würde, nichts zu thun, beſonders wenn das Intereſſe meiner Unterthanen meine ganze Kraft erfordert.“ Und trotz ſeiner fürchterlichen Leiden fuhr er zu arbeiten fort, obwol er kaum die Feder zu halten vermochte.

(Pg.)

„Ich ſehe wohl, daß ich, um ausruhen zu können, werde aufhören müſſen zu leben“ — ſagte Joſef, als er eines Tages im Feldlager fünf Kuriere auf einmal erhielt.

In einem Geſpräche mit dem Baron von Breteuil, dem franzöſiſchen Botſchafter in Wien, über den Vortheil der

Thätigkeit und überhaupt über die Nothwendigkeit der Wünſche, welche jener Nahrung geben, ſagte Kaiſer Joſef: „Es ſcheint mir unmöglich, von den letzteren nicht immer einen hinreichenden Vorrath zu haben, um die Thätigkeit in vollem Spiel zu erhalten, weil ich glaube, jederman müßte ſtets ſein Dichten und Trachten darauf richten, ſeine Habe zu vermehren." (Pg.)

Der Vorſteher einer Provinz bat den Kaiſer, daß er zu einer Preisſchrift die Frage öffentlich aufwerfen dürfe, wie der von Tag zu Tag immer mehr zunehmenden Theuerung der Lebensmittel in der Provinz abgeholfen werden möge, und meinte zugleich, daß 100 Dukaten für die beſte Antwort eine reichliche Belohnung wären. Joſef fragte ihn, wie viel Räthe er habe? Einen Stellvertreter und zwölf Räthe, antwortete jener. „Nun gut," entgegnete Joſef, „ſo wollen wir die Preisfrage genehmigen und die Antwort ſo zu belohnen verſprechen, daß derjenige, der die Frage mit dem beſten Erfolge beantwortet, Vorſteher der Provinz, der dieſem in der Antwort am nächſten kommt, deſſen Stellvertreter, und ſo noch zwölf nach dem Maße ihrer in der Sache geäußerten Einſicht Räthe werden ſollen." Der Vorſteher und ſeine Räthe ſorgten nun, daß die Theuerung in einiger Zeit gehoben wurde, ohne Preisausſchreibung. (Sch.)

Ein redlicher Mann, der allgemein als ein Liebling des Monarchen ausgerufen, beſchwerte ſich, daß ein böſer

Menſch in einer öffentlichen im Auslande erſchienenen Schrift von ihm behauptet, er habe ſich in ſo wenigen Dienſtjahren am Hofe etwas über eine Million erworben. Joſef ſah ihn ganz ernſthaft an und ſagte: „Gereicht Ihnen dies etwa zur Unehre oder iſt es eine Unwahrheit? Ich dächte doch, die Gnade des Monarchen dürfte immer etwas über eine Million ſein.“

(Sch.)

Der Kaiſer glaubte die Hofſtellen in einen ordentlicheren Gang zu bringen, wenn er ſelbſt den Rathsverſammlungen vorſitzen würde. Einmal war er durch wichtigere Geſchäfte aufgehalten und kam eine Stunde ſpäter. Als er die Treppe hinaufging, traf er auf einen Rath, der auch zu eben der Zeit ankam. „Lieber Herr Hofrath,“ ſagte Joſef, „wir zwei werden heute wol vom Präſidenten einen Wiſcher bekommen, daß wir ſo ſpät eintreffen.“

(Sch.)

Der Kriegsminiſter machte dem Kaiſer nach einem langjährigen Kriege die Vorſtellung, es wäre an der höchſten Zeit, dem Kriege ein Ende zu machen, weil die Kaſſen zu ſehr erſchöpft wären, um denſelben mit gutem Erfolge fortſetzen zu können. Joſef antwortete ihm: „Mein Lieber, mir ſcheint vielmehr, daß die Kaſſen von der feindlichen Seite erſchöpft ſein müſſen, weil Sie mir erſt nach ſo vielen Jahren dieſen Rath geben!“

(Sch.)

Ein Schwätzer entdeckte dem Kaiser, daß ein hoher Kriegsbeamter in einer Gesellschaft habe verlauten lassen, er getraue sich mit 80.000 solcher, wie der besprochenen, Husaren alle Staaten des Kaisers zu erobern. Josef antwortete lächelnd: „Der Mann sprach ganz richtig, denn wenn er 80.000 solche Husaren hätte, müßte er verhältnißmäßig dreimal so viel Kriegsvolk haben als ich, und dann wäre er ein Monarch, der es mit mir ohne Anstand aufnehmen könnte.“ Der Verräther wollte sich doch einigermaßen rechtfertigen und sagte: „Ein Mann von so hoher Kriegscharge hätte wenigstens in seinen Reden und Ausdrücken bescheidener sein sollen.“ — „Dies,“ erwiderte Josef, „werde ich ihm auch ernstlich zu verweisen wissen, damit er sich ein andermal besser umsehen möge, in wessen Gegenwart er spreche.“ (Sch.)

Ein Unterbeamter beklagte sich beim Kaiser über eine schändliche Mißhandlung, die sein Vorgesetzter an ihm begangen, blos deshalb, weil er es demselben zu verstehen gab, daß er es für seine Pflicht hielte, Anzeige zu machen, wenn so ungerechte Geldschneidereien bei gewissen Ausfertigungen fortgesetzt würden. Josef ließ den Vorsteher zu sich berufen, und der Unterbeamte mußte in dessen Gegenwart seine Klage wiederholen; dabei entfiel ihm das Wort Schurkenstreich. Der Vorgesetzte fiel ihm heftig in die Rede: „Hören Sie! Sie vergessen sogar in Gegenwart des Monarchen der schuldigen Ehrfurcht und werfen hier an dem geheiligten Orte mit Schurken umher!“ Josef aber, dem Unterbeamten lächelnd auf die Schulter klopfend, sagte:

„Reden Sie immer fort, wie Sie angefangen haben; denn wofern die Schurken ſich erkühnen, in dieſen geheiligten Ort einzutreten und ſich vor das Angeſicht des Monarchen zu ſtellen, ſo darf ein ehrlicher, redlicher Mann hier minder Bedenken tragen, eine Sache auch mit ihrem ganz eigenen Namen zu benennen.“

(Br.) (Sch.)

Der Kaiſer kam einſt mit einigen hohen Hofbeamten im Geſpräche auf den alten Hofgebrauch, einen Narren zu halten. Man ſprach für und gegen, bis Joſef mit einem ernſthaften Blick, beſonders auf einen gerichtet, entſchied: „Die Narren waren doch immer eine gute Sache, denn die Monarchen hörten doch zuzeiten paſſende Wahrheiten, die ein anderer vielleicht nicht ſo klar und offen zu äußern ſich die Freiheit genommen hätte.“ Der, welcher ſich durch Joſef's ſcharfen Blick getroffen fühlte, erwiderte mit Schamröthe: „„Ich wenigſtens nehme mir jederzeit die Freiheit, Euer Majeſtät die klarſte Wahrheit zu ſagen.““ — „Dafür,“ fiel ihm Joſef in die Rede, „werde ich auch nie einen Hofnarren gebrauchen, ſo lange Sie bei mir dienen werden.“

(Sch.)

7.

Joſef über Handwerk, Gewerbe und Handel, Preſſe, Buchhandel und Cenſur.

„Bei Regulirung der Handwerke und Profeſſioniſten iſt hauptſächlich das Augenmerk dahin zu richten, daß alle Einſchränkungen auf eine gewiſſe feſtgeſetzte Zahl aufgehoben und den Magiſtraten aufgetragen werde, daß jenen Geſellen, welche die gehörigen Fähigkeiten beſitzen, das Meiſterrecht, ohne Unterſchied, ob ſie Fremde oder Inländer ſind, und ohne Vorzug für Meiſterſöhne, nicht erſchwert werden ſoll.“

(Okt. 1783.)

„Die Magiſtrate, die ohnehin mit in den echten Grundſätzen zur Beförderung der Induſtrie und Gewerbſamkeit bewanderten Leuten beſetzt ſeien und welche die Umſtände ihrer Bürger am beſten kennen müſſen, haben nach Umſtänden jenes, was zum Nutzen des Publikums, Vermehrung der Konkurrenz

und Wohlfeilheit des Verſchleißes, dann zum Beſten der Handwerke ſelbſt erforderlich iſt, zu veranlaſſen."

(Okt. 1785.) (Mey.)

„Wo kein fixirter Preis iſt und keine Zunftgerechtigkeiten, da iſt nie ein Mangel" — war des Kaiſers ausgeſprochene Anſicht. Dies antwortete er auf einen Vortrag hinſichtlich des in Prag auftretenden hohen Preiſes des Rindfleiſches, und er fügte hinzu: „Die Kanzlei ſoll dem Gubernio auftragen, den Prager Fleiſchhauern zu erklären, daß den Tag, wo das Fleiſch um 1 Pfg. theurer wird, jederman erlaubt ſein ſolle, Fleiſch auszuhauen und zu verkaufen, wo alsdann der Mangel gewiß abgeholfen und wenigſtens der Preis dahin feſtgeſetzt werden wird, wohin ihn die Natur und Ordnung der Sache zu leiten vermag."

(Juli 1782.) (Mey.)

„Die natürlichſte Verfaſſung wird auch in anderen Staaten mit Nutzen beobachtet, wenn nämlich jederman ohne Beſchränkung geſtattet würde, Mehl und Brot von aller Gattung, Größe und beliebigem Gewicht, nur unter der Aufſicht der Polizei, damit für den Geſundheitsſtand keine Gefährde ſich ergäbe, frei auszubacken und zu verkaufen, da jeder nur durch die Qualität, Preis, Größe und Gewicht ſich die Käufer ſelbſt zuzuziehen hätte; ingleichen auch daß jederman auf dem Lande frei ſtände, das Brot zum Verkauf hierher zu bringen, nicht minder mit Mehl, Gries und Grützlerei-Gattungen frei zu handeln. Bei dieſer freien Kon-

kurrenz würde am ſicherſten das Publikum die wohlfeilſten Preiſe immer erhalten."

(Febr. 1781.) (Mey.)

„Privativa" (Privilegia) „auf Manufakturen zu geben, welche in das Große gehen und von dem gemeinen Mann gebraucht werden, iſt immer ſchädlich und verwerflich. Dies könnte alſo nur höchſtens auf Galanterie- und Luxuswaaren, welche nur von den Reicheren und Wohlhabenderen gebraucht werden, auf einige Jahre ertheilt werden, weil erſtere nur durch die wahre Verbreitung nutzbar werden."

(Juli 1785.) Mey.

„Sobald ein Landesprodukt, was jetzt noch gar nicht oder zu ganz anderem Gebrauche iſt benutzt worden, von neuem durch eine Erfindung kann nutzbarer gemacht werden, ſo muß ſolches nothwendig dem Erfinder ab aerario abgekauft, öffentlich kundgemacht und zu jedermans Gebrauche frei überlaſſen, oder es muß ihm wenigſtens ein Privilegium privativum auf mehrere Jahre, damit er den Fruchtgenuß ſeiner gedeihlichen Erfindung erhalte, ausgefertigt werden."

(Febr. 1783, als Motiv bei Verleihung eines Patents zur Bearbeitung eines inländiſchen Gewächſes nach Baumwollenart.)

„Die Urſache, daß dieſes den Cotton-Fabriken im Lande ſchädlich ſein möchte, weil man ein Material von einem

Landesprodukt finden könnte, welches das aus der Fremde kommende erſetzen würde, iſt ein ſolcher Barbarismus gegen alle echten Grundſätze, daß ich es als bloßen Errorem calculi, nicht mentis anſehen will."

(Gegen gewiſſe, bei dieſem Anlaß laut gewordene Zunftbedenken.) (Mey.)

„Es kommt auf zwei Sachen an, die der Staat allein zu unterſtützen und zu betrachten hat: die Errichtung ganz neuer, im Lande noch nicht bekannter und dennoch für die große Zahl und für beſtändig nothwendiger Artefaktoren; dann die Verbeſſerung und Vermehrung der im Lande ſchon beſtehenden, wodurch ſich allein auch ein auswärtiger Handel mit denſelben vielleicht hoffen ließe."

(Juli 1785.) (Mey.)

„Den Manufakturiſten, wie vormals geſchah, mit bloßen ärarialiſchen Vorſchüſſen herbeizuziehen, zu etabliren und zu erhalten zu trachten, war das wahre Mittel, dem Aerario nnd einigen Partikuliers das Geld aus dem Säckel zu ſpielen und mit Erſtickung der Induſtrie ungeſchickte, unerfahrene und unehrliche Fabrikanten, welche ſich auf nichts als Protektion, die ſie auf was immer eine Art erkrochen, oder die ſich auf ihr Mundſtück verließen, welches auf die blöden und doch habſüchtigen Geldverleiher wirkte, herbeizuziehen. — Auf dieſe Weiſe wurde das Staats- und Partikulargeld in Häuſer, Gebäude, in Gaſtereien, in Artefakta, die nur blendeten und nicht zum Verkauf waren, verſplittert, und Perſonen

leiteten die Geſchäfte, die ſelbſt mit intereſſirt waren, oder auf der Gaſſe zuſammengetrommelte Witzlinge, welche, weil ſie mit Millionen umherwarfen und Sachen ſagten, die niemand verſtand, für wahre, große und eingehende Männer gehalten wurden und durch mehrere Jahre den Staat prellten. — Da gemeiniglich Sachen, die auf das äußerſte gekommen, auch nur mit äußerſten Mitteln entgegengearbeitet wird, und es der Menſchheit ganz eigen iſt, wo ſie ein Uebel erkennt oder fühlt, das dieſem entgegengeſetzte Extrem als das Summum bonum zu ergreifen, ſo geſchah es auch in dieſer Gelegenheit, und gab man gar nichts mehr zur Unterſtützung der Fabrikatur im Lande, ſondern durch ein verſüßtes, aber bitter für die Induſtrie ausfallendes Mauthſyſtem ließ man das Land mit fremden Produkten ganz verſehen und überſchütten. — Aus dieſem betrübten Zuſtand wurde der Staat durch die letzte Mauthbelegung und durch die Verbote" (der Einfuhr ausländiſcher Waaren) „neuerdings geriſſen."

(Juli 1785.) (Mey.)

„Diejenigen Waaren, ſo die Mode für einen Augenblick aufbringt, und die in kurzer Zeit wieder verſchwinden, die nur zum Prunk von ſieben Windmachern oder neunundneunzig Närrinnen in einer Hauptſtadt dienen, dieſe müſſen in keine Rückſicht genommen werden und verdienen weder Unterſtützung noch Vorſchuß noch Privilegien."

(Juli 1785.) (Mey.)

„Was die Verfeinerung und Vermehrung derjenigen Artikel betrifft, die ſchon im Lande erzeugt werden, ſo iſt

hierbei eine ganz andere Vorſicht nöthig, wenn man nicht diejenigen, die ſchon im Lande beſtehen, durch Unterſtützung fremder über den Haufen werfen will. In dieſen Fällen taugen Vorſchüſſe nichts, Privilegien noch weniger, ſondern alsdann muß man Prämien oder Preiſe ankünden und auch richtig an diejenigen austheilen, die in einer proportionirten Zahl ihre Stühle vermehrt, ihren Verſchleiß merklich vergrößert und ihre Waaren auf einen höheren Grad der Verfeinerung gebracht oder ſich dadurch einen Verſchleiß ihrer Waaren auch in der Fremde ſogar zugezogen hätten."

(Juli 1785.)

Des Kaiſers Abſicht mit dem im April 1784 vorgelegten verbeſſerten Patentaufſatz über die Ausmeſſung der Zölle und über Beſtimmung der Einfuhrverbote ließ er dem Publikum damit erklären: „Der Endzweck dieſer Einrichtung iſt nicht in der Vermehrung des Gefälles, ſondern darin zu ſuchen, den inländiſchen Fabriken und Manufakturen einen beſſeren Vertrieb und Verſchleiß zu verſchaffen und das gemeine Weſen durch die Herabſetzung des Zolles auf die nutzbaren, nothwendigen und inner Landes nicht erzeugten Waaren, in der Herbeiſchaffung dieſer Waaren aus der Fremde, zu erleichtern."

„Zum Emporkommen der inländiſchen Erzeugniſſe, und daß ich der Herrſchaft des Luxus und der Moden einen Damm ſetze, ſind meine Befehle in Anſehung eines allgemeinen Verbotes der ausländiſchen Waaren bekannt gemacht worden.

Das öſterreichiſche Kommerz iſt durch den überhandnehmenden Gebrauch ausländiſcher Produkte nur noch paſſiv geweſen, und der Staat, der mehr denn 24 Millionen jährlich hierbei verlor, würde, ohne den Ertrag unſerer vortrefflichen Bergwerke, beinahe ſchon gänzlich entkräftet geweſen ſein. Bisher war es beinahe eine beſondere Abſicht der öſterreichiſchen Regierung, die Fabrikanten und Kaufleute der Franzoſen, Engländer und Chineſen zu ernähren und ſich aller der Vortheile ſelbſt zu berauben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigene Induſtrie für die Nationalbedürfniſſe Sorge getragen hätte."

(An den Kanzler Graf Kolowrat. Okt. 1784.)

„Ich war ſicher, daß bei dieſem Umſtande" (der Einführung einer neuen Mauthbelegung und der Verbote ausländiſcher Fabrikate) „alle theils nicht weit über die Naſe ſehenden und materialiſtiſchen, dann faulen Geſchöpfe aus den Verbotsgeſetzen den Schluß ziehen würden, daß alſo wieder wie vormals die Staatsplünderung und monopoliſtiſche Veranlaſſungen ihren Anfang nehmen müſſen, weil man unum facere et aliud non omittere (eins thun und das andere nicht unterlaſſen) Ueberlegung, Kenntniß, Kaltblütigkeit und Standhaftigkeit braucht. Es traf auch wirklich ein. Kaum war das neue Mauthſyſtem heraus, ſo waren eben ſo viele Begehren auf Vorſchüſſe und ſo viele Projekte von Fabrikenerrichtung und Vermehrung da. Dieſes konnten natürlich nur im erſten Anfalle die von Hunger und Durſt nirgends Abwehr findenden, theils inländiſchen, theils ausländiſchen,

ohne einen Groſchen Geld zu Fuß ankommenden Millionenmacher ſein. Ich widerſtrebte alſo denſelben durch den Vorſatz und den auch nicht ſo ganz unrichtigen Schluß, daß, wenn eine Sache gut iſt, ſie ſich von ſelbſt macht, und wenn ſie es nicht iſt, der Staat nicht der Betrogene ſein ſolle."

(Juli 1783.) (Mey.)

„Einem ehrlichen Kaufmann dient es zur Ehre, wenn man alle ſeine Waaren bei der Unterſuchung ordentlich verzollt befindet, und nur der Betrüger ſchreit dagegen."

(Inbetreff der eingeführten Viſitationen, Juli 1783.)

„Dem Trattner" (einem Verleger und Drucker) „ſowie jedem anderen iſt die Nachdruckung unſchädlicher Bücher als ein bloßes Negotium frei zu geſtatten." (Dezbr. 1780.) Doch waren die Rechte inländiſcher Autoren geſchützt. „Dem Trattner kann in dieſem ſpeziellen Falle der Nachdruck der Schmid'ſchen Schriften nur geſtattet werden, wenn er die Einwilligung des Autors dazu erhalten und ſolche beigebracht haben wird." Der Nachdruck war in allen Ländern noch geſetzlich geſtattet. Joſef ſelbſt hätte ihn ſonſt gern aufgehoben geſehen. „Sobald als alle unter ihrer Botmäßigkeit Buchdrucker habenden unabhängigen Fürſten und Staaten gemeinſchaftlich dieſe beſonders für die vor Hunger darbenden Literaten zwar billige hier vorgeſchlagene Einſchränkung eingehen werden, ſo werde ich gewiß nicht der letzte ſein; bis dahin aber will auch ich nicht vielleicht der einzige ſein,

welcher, um von ihnen beſungen zu werden, den geprellten Verbieter eines für meine Inwohner und Buchdrucker vortheilhaften Handels darſtellte. Es verbleibt alſo bei dem Nachdruck ausländiſcher Werke, bis dieſe glücklichen Zeiten eines allgemeinen Einverſtändniſſes einmal erſcheinen."

(Mai 1784.) (Mey.)

Gegenüber den Anträgen der Behörden, daß ſich Buchhändler mit gelehrten Kenntniſſen ausweiſen müßten, gerieth der Kaiſer über dergleichen Umſtändlichkeiten in Ungeduld und reſolvirte am 5. Auguſt 1788: „Ich kann nicht begreifen, wie man immer an dem Einfachen vorbeiſchießt und in das Vielfache und Zwangvolle geräth, wenn es nicht der perſönliche Wunſch der Geſchäftsleiter iſt, viele Sachen zu thun zu haben und dadurch ihre Autorität geltend zu machen und ihre Protektionen austheilen zu können. — Die Buchdruckerei muß frei ſein und ebenſo der Buchhandel im Laden und im Hauſieren. Alle angekauften Gewerbe desſelben hören alſo auf und iſt keine Zahl zu beſtimmen. Wer ſich Lettern, Farbe, Papier und Preſſe anſchafft, kann drucken, wie ſtrumpfſtricken, und wer gedruckte Bücher ſich macht oder anſchafft, kann ſelbe verkaufen; jedoch haben alle den öffentlichen Polizei- und Cenſurgeſetzen genaueſtens zu unterliegen. Die Atteſtate und Prüfungen der Gelehrſamkeit, welche der Regierungsreferent von demjenigen, der eine Buchhandlung führen will, fordert, ſind ganz abſurd. Um aus der Leſung der Bücher einen wahren Nutzen zu ziehen, da braucht es viel Kopf, und würden wenige die Prüfung aushalten, ob ihnen das Leſen wahrhaft nutzbar ſei. Um aber

Bücher zu verkaufen, braucht es keine mehrere Kenntniß, als um Waaren zu verkaufen; nämlich ein jeder muß ſich die Gattung von Büchern oder Waaren zeitlich anſchaffen, die am mehrſten geſucht werden, und das Verlangen des Publikums durch Preiſe reizen und benutzen."

(Mey.)

Feige Anonymität widerſtrebte dem biederen Sinne des Kaiſers, weshalb er verordnete: „Bei was immer Kritiken oder Büchern, die hier in Druck gegeben werden, iſt keines, es mag noch ſo unſchuldig, noch ſo gut ſein, zuzulaſſen, wenn nicht der Name des Autors darauf ſteht, und iſt daher allen anonymen oder unter fingirten Namen erſcheinenden Schriften ohne weiteres der Druck nicht zu geſtatten." (Okt. 1781.) „Bei ganz beſonderen Umſtänden, wo es um wahrhaft nützliche Schriften zu thun iſt, und der Verfaſſer ſeinen Namen nicht bekannt zu machen gleichwol erhebliche Urſache hätte, kann nach dem Ermeſſen der Cenſurkommiſſion geſtattet werden, dergleichen Schriften unter einem fremden benannten Druckort auch anonymiſch herauszugeben."

(März 1782.)

Verbietenden Monopolen im Preßfache war der Kaiſer nicht hold, keiner ſollte einen Vorzug genießen. So ertheilte er einem Buchdrucker in einer Provinzialſtadt zwar die nachgeſuchte Erlaubniß zum Druck einer Zeitſchrift, doch mit der Bemerkung: „ihm kein ſolches Privilegium auszufertigen, welches anderen verbiete, ebenfalls eine ſolche

Zeitung zu drucken, weil überhaupt derlei Privativa in den Ländern keine mehr ſtattfinden.“ (Mey.)

„Die Frage, ob man irregehe, wenn ſich Bücher einſchleichen, die zu verbieten wären, als wenn man mit äußerſter Strenge viele gute Bücher zurückweiſt, unangenehme Zwangsmittel anwendet, ja einen weſentlichen Handelszweig ſich ſelbſt ſperrt? wird dahin entſchieden, daß man gegen alles, was ungereimte Zoten enthält und woraus die Gelehrſamkeit keine Aufklärung ziehen kann, ſtreng, gegen alles übrige aber, wo Gelehrſamkeit, Kenntniſſe und ordentliche Sätze ſich finden, um ſo mehr nachſichtig ſein ſoll, als erſtere Klaſſe ohnedem nur von dem großen Haufen und ſchwachen Seelen geleſen wird, letztere aber nur ſchon vorbereiteten Gemüthern und kenntnißvollen Köpfen unter die Hände kommt. — Bücher, die ſyſtematiſch die katholiſche und öfter gar die geſammte chriſtliche Religion angreifen oder lächerlich machen wollen, werden auf keine Art geduldet.“

„Da durch dieſe Jahre der Beweis klar vorhanden liegt, daß unendlich viel Broſchüren nur geſchmiert werden und ſchier keine einzige noch an das Tageslicht gekommen iſt, die der hieſigen Gelehrſamkeit Ehre gemacht oder dem Publikum einige Belehrung verſchafft hätte, ſo iſt künftig jeder Autor, der eine Broſchüre drucken laſſen will, zu verhalten, ſogleich bei Einreichung derſelben an die Cenſur 6 Dukaten bei dem Reviſionsamt zu erlegen. Wird ſein

Werk durch die Cenſur zum Druck approbirt, ſo ſind ihm die erlegten 6 Dukaten zurückzuſtellen; wird daſſelbe aber verworfen, ſo ſind die 6 Dukaten zu behalten und dem Armenfonds zuzuwenden; wodurch hoffentlich die unnützen Broſchürenſchmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, ſich auf was Nützliches zu verwenden. Die Cenſur wird überhaupt hinfort mit mehr Ernſt darauf ſehen, damit unnütze, mit Unſinn angefüllte Broſchüren, die auch oft gegen die Sitten ſind oder Schmähungen gegen die Geiſtlichkeit, dann nur Rekokta enthalten, verworfen und zum Druck nicht zugelaſſen werden, und der Erlag von 6 Dukaten dem Armen-Inſtitute zugute komme." (April 1784.)

„Die Stempelung" (Stempelſteuer) „und die daraus entſtehende Belegung der verſchiedenen Zeitungen, öffentlichen Tags- und Wochenblätter und ſämmtlicher Broſchüren, dann Komödien, überhaupt was nicht ordentliche Werke ſind, iſt allerdings als das wirkſamſte Mittel einzuführen, die Sudler, die ſchon ſeit der beſtehenden Preßfreiheit ſo viel Unſinn und wenigſtens ſo viel abgeſchmacktes Zeug zur Schande der ſogenannten aufkeimenden Nationalliteratur und Aufklärung hervorgebracht haben, künftig zu mäßigen und auch künftig dergleichen Schrifteneinführung hintanzuhalten. Das daraus gelöſte Geld will ich zur Errichtung eines ſo nothwendigen als nutzbaren ſogenannten Paedagogii oder Schulinſtituts zur Bildung für Schullehrer verwenden. Dieſes wird ganz gewiß weit erſprießlicher und wirkſamer als alles, was von dieſen Schriften annoch herausgekommen iſt und vermuthlich noch

herauskommen wird, zur Aufklärung und Bildung der Nation, ſowie zu deren Ehre in der Fremde ſein.“ (Jan. 1789.)

Autoren, welche durchaus keine Hoffnung gaben, überhaupt etwas Gutes oder Zweckmäßiges zu Tage zu fördern, ſuſpendirte der Kaiſer ſogar von aller öffentlichen Schriftſtellerei, ſo z. B. September 1782 einen unberufenen Odenſchreiber mit dem kurzen Beſcheid: „Die Ode des N. N. iſt zu verbieten und dem Verfaſſer zu unterſagen, bis auf weitere Erlaubniß etwas drucken zu laſſen.“

„Kritiken, wenn es nur keine Schmähſchriften ſind, ſie mögen nun treffen, wen ſie wollen, vom Landesfürſten an bis zum Unterſten, ſollen, beſonders wenn der Verfaſſer ſeinen Namen dazu drucken läßt und ſich alſo dadurch für die Wahrheit der Sache als Bürgen darſtellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude ſein muß, wenn ihm ſolche auch auf dieſem Wege zukommt.“

(Cenſurgeſetz vom 11. Juni 1781.)

„Sind dieſe Kritiken ſchlecht, ſo werden ſie von ſelbſt fallen; ſind ſie gut, ſo werden wir alle daraus lernen.“

„Die Cenſur in Wien“ (d. h. die Aufhebung der geiſtlichen Büchercenſur) „ſcheint Sie zu beunruhigen. Es würde mir ebenſo gehen, wenn ich die Menſchen nicht genug geſehen hätte, um zu wiſſen, daß es wenige gibt, die leſen, wenige, die daraus lernen, und wenige, die wiſſen, was ſie ſchreiben. Muß man ſich mit ſo beſchaffenen Weſen nicht noch mehr vor dem Verbot als vor ſchlimmen Büchern fürchten? Denn das erſtere iſt es, was die letzteren leſen macht. Ohne das unglückliche Verbot würden wir noch alle — nackend im irdiſchen Paradieſe ſpazieren gehen.“

(Gegen den Erzbiſchof Kurfürſt von Trier, Oktober 1781.)

„Reiſende ſind wegen der etwa bei ſich habenden Bücher von aller Unterſuchung freizulaſſen.“

(Verfügung vom 21. Sept. 1782.)

8.

Josef als Sohn, Gatte und Bruder.

„Mein Vater hatte die zärtlichste Zuneigung für mich gehabt. Er war mein Lehrer, mein Freund und der größte Prinz seines Hauses; würdig des Zutrauens seiner Familie sowie jenes seines ganzen Volkes. Großmüthig, gerecht, wohlthätig, ein Freund der Wissenschaften, Künste, der Armuth und des Bestrebens, sich emporzubringen, war er Kenner der Privatverdienste selbst als Monarch."

(20. Aug. 1765.)

„Der traurigste Schlag, der uns nur drohen konnte, hat uns getroffen. Wir verlieren den zärtlichsten Vater, den besten Freund. Unterwerfen Sie sich der Vorsehung, lassen Sie uns für die Ruhe seiner Seele beten und die Liebe zu unserer erhabenen Mutter, das einzige Gut, welches uns übrig bleibt, verdoppeln; ihre Erhaltung ist meine größte Sorge in diesem schrecklichen Augenblick."

(20. Aug. 1765.) (G.-H.)

„Es iſt über die Fähigkeit eines menſchlichen Weſens, den hohen Grad von Schmerzen, das Uebermaß von Empfindungen ſo darſtellend zu ſchildern, wie es das Herz eines Sohnes fühlt, der ſeinen Vater auf ewig verliert, von dem er überzeugt war, daß er geliebt wurde. Im Moment von den ſchrecklichen Leiden, die mich folterten, vergaß ich meine Mutter nicht. Aber konnten Troſtgründe eines Sohnes, dem die Wehmuth das Herz zerriſſen, konnten ſie ein Erſatz für den grauſamen Schlag ſein, den ihr das Schickſal verſetzte?"

(Nach dem Tode ſeines Vaters. 20. Aug. 1765.)

„Ich habe jederzeit die größte Hochachtung für ihre Tugenden und die vollkommenſte Ehrerbietung für ihren Charakter gehabt. Ich verehre ihr Gedächtniß, und ihr vortreffliches Herz wird mir unvergeßlich ſein, ſo lange ich lebe."

(Ueber Maria Thereſia. Dez. 1780.)

„Wenn Aeltern kein Vertrauen zu ihren Kindern haben, ſo ſind ihnen dieſe auch keines ſchuldig."

(Rau.)

„Die Vorſehung hat mir in frühen Tagen den Kelch des Leidens hingegeben, da ich meine Gemahlin verloren, nachdem ich ſie kaum drei Jahre beſaß. — Theure Eliſe!

Du biſt unvergeßlich für meine Tage — und ſeit Deinem Tode habe ich unnennbare Leiden gefühlt."

(20. Auguſt 1765. Ueber ſeine erſte Gattin). (Br.)

„Für das Mißvergnügen, dem ſich öfter ein Monarch ausgeſetzt ſieht, dadurch, daß ihn das Schickſal zum König gemacht, ſuche ich die Ruhe und die häuslichen Freuden, die uns der Thron geraubt, im Quadro von Lucil, in dem Zirkel meiner Familie."

(Februar 1786.)

„Meine Brüder ſind mir ſo theuer, meine Schweſtern ſo verehrungswürdig; ſeitdem ich die Vaterfreuden verloren, ſind ſie mir der Erſatz für alles geworden, was mir das Schickſal geraubt."

(Febr. 1786.)

„Der Großherzog von Florenz iſt ein Prinz, der patriarchaliſche Vorzüge beſitzt; Vater ſeines Hauſes und von ſeinem Volke zugleich, wird er von jederman geliebt. Toskana iſt unter ſeiner Regierung das glücklichſte Land in Italien.

(Febr. 1786.)

„Erzherzog Ferdinand, Generalgouverneur in Mailand, verbindet mit dem Charakter des deutſchen Fürſten die ſchönen Eigenſchaften unſeres verſtorbenen Vaters, gütig, herablaſſend gegen das Volk und wohlwollend für ſeine Freunde."

(Febr. 1786).

„Der Churfürſt, mein jüngſter Bruder, iſt zum Regenten geboren. Ich habe die zärtlichſte Freundſchaft für dieſen Prinzen, und das Land, welches ihm die Vorſehung zur Führung anvertraut, wäre zu beklagen, wenn der angemaßte Diktator Deutſchlands" (Friedrich II. gemeint) „ſeine Erhebung gehindert hätte."

(Febr. 1786.)

„Die älteſte Schweſter, Maria Anna, iſt ganz die Tochter der Kaiſerin, fromm, tugendhaft und gütig, eine Dame von höherer Menſchengattung, geſchaffen für die Freuden einer anderen Welt. — Chriſtine, Generalgouvernante in den öſterreichiſchen Niederlanden und die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Teſchen, meine zweite Schweſter, ein vortreffliches Weib. Die Mutterfreuden würden ihr das Los ihres Lebens verherrlichen. Sie und die Erzherzogin Eliſabeth ſind beide ſehr liebenswürdige Damen. — Die Herzogin von Parma und die Königin von beiden Sicilien ſind Amazonen, um mich einer Allegorie zu bedienen; zwei Damen, die ſich des Zutrauens ihrer Nationen würdig gemacht, und die Talente genug haben, um Männer und Reiche zu regieren."

(Febr. 1786.)

„Antoinette, die Königin der Franken und die Gemahlin Ludwig's XIV., iſt meinem Vaterlande ein theures Geſchenk. Ihre Reize feſſeln zwei Nationen, die ſich drei

Jahrhunderte gehaßt, bekriegt und verfolgt haben. Sie wird von dem Volke der Gallier verehrt, von ihrem Gemahl geliebt und bewundert von Europa.“

(Febr. 1786.)

„Sehen Sie, mein Freund, in dieſem Bild“ (nach Schilderung ſeiner Brüder und Schweſtern) „die Quelle meiner Freuden. Sehen Sie hierin, was mir Entſchädigung für die Kränkungen iſt, die das Diadem verſchafft; und wenn der Neid von der Moral gebilligt würde, ſo beneiden Sie mich des Glückes wegen, das mir meine Familie verſchafft, und welche mir das theuerſte Geſchenk der Vorſehung ſind.“

(An den Grafen von Provence, Febr. 1786.)

Auf ſeinem Sterbebette mußte Joſef noch die Nachricht empfangen, daß die junge Erzherzogin Eliſabeth, die Gemahlin ſeines geliebten Neffen Erzherzogs Franz, welche er wie eine Tochter liebte, in der Entbindung ſtarb. Der Kaiſer war einige Augenblicke wie vernichtet, dann hob er ſeine thränenſchweren Augen gen Himmel und ſagte: „O Gott, dein Wille geſchehe!“ — Und ſpäter: „Was ich dulde, iſt unglaublich! Ich meinte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu ſenden; aber dieſes fürchterliche Unglück überſteigt alles, was ich je gelitten habe.“

(Pg.)

9.

Joſef über die Frauen.

„Die Koketterie der Frauen“ (Wiens bei Anweſenheit einer türkiſchen Geſandtſchaft) „und das Verlangen, reizend gefunden zu werden, iſt unglaublich; man würde Bände zu erzählen haben von den Thorheiten, welche begangen und geredet wurden. Das iſt ſehr lehrreich für jemand, welcher Intereſſe hat, ſein Volk kennen zu lernen.“

(An Leopold II., Juni 1774.)

„Ich glaube faſt, daß das Außerordentliche bei den Frauen ein Verdienſt iſt. Ich habe das Talent, ſie lachen zu machen, das iſt nach meiner Meinung der wahre Weg zu ihrem Herzen. Ich habe immer geſehen, daß, um den Frauen zu gefallen, man ſie vor allem amüſiren muß, das übrige folgt leicht daraus.“

(An Leopold II., Juli 1768.)

„Die Geſellſchaft der Frauen iſt für den vernünftigen Mann auf die Länge unleidlich, und ich kann ſagen, daß oft ihre klügſten und geiſtreichſten Einfälle mir den Magen umkehren.“

(An Leopold II., Juli 1772.)

„Ich glaube auch, daß es der Höhepunkt des Unheils iſt, ſich an Frauen hängen; aber ſie ſehen, mit ihnen umgehen, ihre kleinen Kunſtgriffe und Schliche ſehen, das iſt unterhaltend, und ich geſtehe, daß ich mir oft dieſes Schauſpiel gebe. Es ſind größtentheils hirnloſe Schwätzer, und da ſie oft von Geiſt ſind, iſt es gefällig zu ſehen, wie ſie ihre Sophismen und Vorurtheile einkleiden, allemal, wenn man, die Vernunft zur Hand, ihnen etwas anderes beweiſen will. Sie fühlen in dieſem Augenblick, daß man ſie, wie man ſagt, die Füße aufs Meer ſtellt, ſo daß ſie erzürnt werden, eine andere Ausflucht ſuchen, ſich an ein Wort hängen, endlich das Geſpräch von einer anderen Seite drehen, um das Anſehen zu erhalten, gewonnenes Spiel zu haben.“

(An Leopold II., März 1775.)

„Dies iſt eine Frau von ſeltenem Verdienſt“ (Frau von Windiſchgrätz), „wenn man ſie erkannt, und von welcher ich wohl ſagen kann, niemals eine Eingenommenheit, ein Vorurtheil (Prévention) geſehen zu haben, indem ſie hört, will und ſich der Vernunft unterwirft. Es gibt nicht viele unter dem Geſchlechte, das man bezaubernd nennt, welche in

dieſer Lage ſind. Das, was ſie wünſchen, thut man für ſie. Ich ſage offen, daß, je mehr ich ſie im einzelnen ſehe, um ſo weniger bleibt mir Illuſion auf ihre Koſten. Man ſoll nicht mit kühlem Kopfe und eine Folge von Tagen und Jahren hindurch ſuchen, daß die Frauen gefallen. Die Trägheit, Leichtfertigkeit, alles iſt gegen ſie, und es iſt nur der Eindruck und der Taumel des Augenblicks, was bei denen obſiegt, welche ſich ihnen zuneigen.

(An Leopold II., Febr. 1775.

„Sie kennen meinen Charakter, Sie wiſſen, daß ich die Geſellſchaft der Damen nur zur Erholung meiner Geſchäfte erwähle, und daß ich dem ſchönen Geſchlechte niemals meine Grundſätze aufgeopfert habe, ihre Empfehlungen ſelten und dermalen nur höre, wenn ein würdiger Mann der Gegenſtand derſelben iſt, der mir ohnedies nicht lange unbekannt bleibt."

(An eine Dame, Dez. 1787.)

„Ihrem Gemahl machen Sie die Erinnerung, daß ich künftig in Staatsſachen ſeine direkte Zuſchrift verlange; ich habe nicht in Gewohnheit, über die Angelegenheiten meines Reiches mit Damen zu korreſpondiren."

(An die Landgräfin von Fürſtenberg, Juni 1782.)

„Eure junge Königin iſt ſehr unbeſonnen, aber glücklicherweiſe mißfällt euch Franzoſen das nicht.“

(In Paris 1777.) (G.-H.)

„Noch ein wenig“ (mehr Roth) „unter die Augen“ (geſchminkt), „daß Sie ausſehen wie eine Furie“ —

(ſagte Joſef zu ſeiner Schweſter, der Königin von Frankreich, die ſich ſtark ſchminkte). (G.-H.)

„Nachdem die ſchädliche Wirkung des Gebrauches der Mieder“ (um eine ſchöne Taille erpreſſen zu wollen) „auf die Geſundheit und beſonders den Wuchs des weiblichen Geſchlechtes allgemein erkannt iſt und die Nichttragung derſelben hauptſächlich zu ihrer guten Konſtitution und ehelichen Fruchtbarkeit unendlich viel beiträgt, ſo hat die Kanzlei ein Cirkular an alle Länderſtellen zu erlaſſen, in welchem in allen Waiſenhäuſern und Klöſtern und wo immer ſonſt eine öffentliche weibliche Erziehung ſich vorfindet, die Tragung der Mieder von was immer für Gattung ſogleich unterſagt; auch ſoll in ſämmtlichen Schulen anbefohlen werden, daß kein Kind weiblichen Geſchlechtes mit Mieder aufgenommen und gelitten werde; — da ganze Nationen ohne ſelbes leben, ja nur um ſo geſünder und ſtärker dabei ſind.“

(Juli 1783.) (Mey.)

Die Gemahlin eines hohen Hofbeamten, eine der ſchönſten Damen Wiens, ſpazierte in dem Garten eines der

Luftſchlöſſer tagelang allein umher; Joſef hatte es bemerkt und ging ebenfalls allein in den Garten. Jetzt lief ihm die Dame offenbar abſichtlich in den Weg. „So ganz allein,“ ſprach ſie der Kaiſer an, „wo iſt denn ihr Herr?“ Mit tiefſter Verbeugung antwortete die Frau: „Eure Majeſtät ſind mein Herr, und außer dieſem habe ich keinen Herrn.“ — „Sie geben mir ein ſchönes Beiſpiel, meine Schöne,“ erwiderte Joſef, „da auch ich keine Frau habe, ſo werde ich auch allein ſpazierengehen.“ Damit ließ er ſie ſtehen und ging weiter. (Sch.)

Ein Weib eines im Dienſte des Kaiſers ſtehenden braven Mannes kam mit Klagen über ihren Mann zur Audienz. Sie äußerte ſich wüthend, weil ihr Mann ſie ſogar geſchlagen habe. Joſef antwortete ihr ganz gelaſſen: „Mein Kind, was ihr Eheleute miteinander habt, das geht mich nichts an.“ — So, ſo? ſchrie das Weib, Eure Majeſtät müſſen aber wiſſen, daß der ſchlechte Menſch auch ſelbſt über Eure Majeſtät geheiligte Perſon ſchimpft. Joſef fiel ihr ebenſo gelaſſen wie vorher in die Rede: „Mein Kind, was ich und mein Diener miteinander haben, das geht Sie nichts an.“ (Sch.)

Ein Rathgeber des Kaiſers rühmte einſt, als ſich eine Dame zur Audienz meldete, unbefragt deren ausnehmende Schönheit und vergaß ſich ſo weit, zu bemerken, wenn die Dame an einem anderen Hofe wäre, würde ſie ohne Zweifel das Glück einer ſogenannten erklärten Mätreſſe zu genießen

haben. Joſef fiel ihm in die Rede: „Wie, ſprechen Sie nicht franzöſiſch?“ Ja, Ew. Majeſtät, ich ſpreche es gut. — „Dies ſcheint mir nicht,“ entgegnete Joſef, „denn ſonſt müßten Sie ja die echte Bedeutung des Wortes Mätreſſe wohl verſtehen und als ein ſo gut rathender Staatsmann wohl wiſſen, daß eine Gebieterin ſich mit einer unbeſchränkten Souveränetät“ (die jener dem Kaiſer vorher gerathen) „nicht vertragen kann.“ Mit dieſen Worten verließ Joſef das Zimmer und befahl, der Dame zu ſagen, ſie ſolle ſich mit ihrer Angelegenheit an den Großen ihres Landes wenden, der eben bei ihm wäre, und den er deswegen ſogleich nach Hauſe ſchicken werde. (Sch.)

10.

Josef als Vater der Armen.

„Der wahre Arme, der durch Unglücksfälle, Leibesgebrechlichkeit und Alter unfähig zur Arbeit gemacht, sich seinen Unterhalt nicht verdienen kann, hat auf das allgemeine Mitleiden gegründeten Anspruch. — Der muthwillige Bettler, der an Körper und Leibeskräften gesund, aus Trägheit und Hang zum Müßiggange nicht arbeiten will und Betteln einer ehrbaren Erwerbung vorzieht, verdient die Strenge der Gesetzgebung. — Aber die Anstalten zur Versorgung wahrer Armen und die Vorkehrungen zur Abstellung des muthwilligen Bettelns sind so genau miteinander verbunden, daß sie sich wechselseitig unterstützen und erst voneinander die volle Wirksamkeit erhalten müssen. Wenn der Müßiggang den Antheil der würdigen Armuth an sich reißt, so wird die öffentliche und Privatwohlthätigkeit wider Absicht und Bestimmung erschöpft; und ein einziger wahrhaft Nothdürftiger, der mit Grund sich beklagen kann, daß die öffentliche Versorgung ihn seinem Elende hilflos überläßt, dient

unzählbaren Müßiggängern zu einem ſcheinbaren Vorwande, ihre Faulheit zu bemänteln und die gegen ſie gekehrte billige Strenge der öffentlichen Aufſicht als Härte und Grauſamkeit zu verſchreien. Von dieſem Geſichtspunkte muß es jederman deutlich in die Augen fallen, wie wichtig ergiebige Verſorgungsanſtalten nicht nur von der Seite ſind, von welcher ſie Dürftigkeit und Alter unterſtützen, ſondern auch von derjenigen, von welcher ſie auf die Verminderung des Bettelns einwirken, das als die Pflanzſchule der größten Unordnungen im allgemeinen zum unendlichen Nachtheile gereicht und insbeſondere durch Ueberlauf und ungeſtüme Zudringlichkeit jederman nur ſehr überläſtig fällt."

(Aug. 1783.) (C. j.)

„Das geheiligte Vermögen der Armuth" — nennt Joſef in einem Beſcheide vom 30. Nov. 1783 den betreffenden Stiftungsfonds, iſt aufgebracht über die koſtſpielige Verwaltung und findet es unbegreiflich — „wie 14.000 fl. blos für die Adminiſtration, ſo in 31 Perſonen beſtehen ſoll, gerechnet werden, und ſcheint es ſchier, daß man in der Verfertigung dieſes Vortrages mehr auf dieſe Anzuſtellenden als auf die etlichen tauſend Almoſen zu empfangen habenden gedacht hat."

(Mey.)

„Wenn die Wohlthaten des Adels, der Kleriſei, der angeſehenſten Bürger und ſelbſt des arbeitſamen Volkes, das von den Erwerbungen ſeines Schweißes die Noth ſeiner Mitmenſchen zu erleichtern ſo geneigt war, wenn dieſe

häufigen bis nun erwieſenen Wohlthaten nicht genügſam, ergiebig und größtentheils ohne Wirkung zu ſein ſchienen, ſo kam es daher, daß die Privatmildthätigkeit ohne Richtung ſich ſelbſt überlaſſen und ihr bei dem Zuſammenfluſſe würdiger und unwürdiger Menſchen die Wahl beinahe unmöglich gemacht ward. Man erweiſt alſo ohne Zweifel den Herzen aller gutthätigen Menſchen, dem Staate und der wahren Armuth einen weſentlichen Dienſt, wenn man die Privatwohlthätigkeit gewiſſermaßen aufklärt und auf diejenigen Gegenſtände leitet, denen ſie das Gute, ſo ſie erweiſt, ohnehin vorzüglich beſtimmt hat. — Das iſt die eigentliche Abſicht des unter der Benennung der „Vereinigung aus Liebe des Nächſten" zu errichtenden Armeninſtitutes, welches Se. Majeſtät wegen ſeiner allgemeinen Anwendbarkeit auf alle geſellſchaftlichen Verfaſſungen, und da es ſich mit allen religiöſen Meinungen verträgt, beſtätigt und deſſen Einführung in der Hauptſtadt und auf dem Lande genehm gehalten haben."

„Jederman, dem die Erfüllung der edelſten Menſchen- und Religionspflicht am Herzen liegt, der für die Noth ſeiner Mitgeſchöpfe Gefühl und für die Unterſtützung gemeinnütziger Einrichtungen Eifer und Antheilnehmung hat, wird dieſem Armenverpfleg-Inſtitut beizutreten eingeladen. Jeder kann ſich demſelben unter ſelbſtgewählten Bedingungen zugeſellen, nur werden die ſich zu vereinigenden Mitglieder erſucht, zur Erreichung des ausgeſteckten Zieles ihre Wohlthaten dieſer öffentlichen Anſtalt anzuvertrauen und ihr die zweckmäßige Verwendung zu überlaſſen. Die Abſicht dieſer Vereinigung

iſt, wahre Arme zu verſorgen und in einer damit verknüpften Folge, die Bettelei ſobald als möglich abzuſtellen.“

„Keine Religion, kein Stand kann den vereinbarten Nutzen der Brüder trennen. Jedes Mitglied kann nach ſeinen eigenen Beweggründen, nach ſeinen beſonderen Umſtänden Beitrag leiſten. Aber dieſer einzelne Beitrag, der jeden berechtigt, ſich als einen öffentlichen Wohlthäter zu betrachten, da er zu der gemeinnützigen Anſtalt mitwirkt, verſchafft ihm zugleich den auf ſich ſelbſt zurückfallenden zweifachen Vortheil: das beruhigende Bewußtſein, wahre Nothdürftige vom Elende gerettet und ſich auf der Straße und in ſeiner Wohnung von den ungeſtümen Anfällen der Bettler ſichergeſtellt zu haben.“

„Dieſe Verſorgungsanſtalt gründet ihre Ausſicht ganz auf den freiwilligen Beitrag dankbarer Geſchöpfe, welche das Almoſen als einen Zehnten betrachten, den ſie dem Schöpfer von dem ihnen verliehenen Ueberfluſſe zu entrichten ſchuldig ſind, gefühlvoller Herzen, die das Elend ihrer Mitmenſchen mitempfinden, edeldenkender Menſchenfreunde, welche Gutthaten, die wohl anzulegen ihnen Gelegenheit verſchafft wird, indem ſie dieſelben erweiſen, ſelbſt empfangen.“

„Dadurch vorzüglich unterſcheidet ſich dieſes zum Beſten der Armen errichtete Inſtitut von allen anderen,

besonders von den eigentlichen Polizeianstalten, daß alles von der freiwilligen Wohlthätigkeit erwartet, niemand eine größere Verbindlichkeit aufgelegt wird, als die seines eigenen wohlthätigen Herzens. Auf die Größe des Beitrages soll bei der Unterzeichnung nicht gesehen werden. Die Edelmuth der Absicht gibt der kleinsten Gabe einen hohen Werth, und niemand ist fähig noch berechtigt, die Freigebigkeit des Dritten zu beurtheilen. Bei minderen Beiträgen wird man vielmehr nach dem Gesetze der Nächstenliebe sich von dem Geber überzeugt halten, daß ein öffentlicher größerer Beitrag seiner Gesinnung minder zusagt und er seine Liebeswerke lieber im Stillen ausübt."

„Von welchem Umfange auch die Polizeianstalten sind" (die durch die liebreiche Vorsorge des Kaisers ins Leben gerufenen Findlings- und Waisenhäuser, Krankenhäuser, Armen- und Siechenhäuser, Arbeit- und Verdienstnachweise-Anstalten), „so scheint es doch nicht wohl möglich, daß sie die Armuth in dem weitläufigsten Verstande des Wortes ganz umfassen und daß es nicht immer Nothdürftige geben sollte, die entweder unter die vorgenannten Klassen der Armen nicht gehören oder auch durch einen Zusammenfluß von Umständen, an der durch die Armenhäuser bereitete Hilfe theilzuhaben, außer Stand gesetzt sind. — Diese nothdürftigen Menschen und Bürger sind es, welche auf die Privatwohlthätigkeit ihrer Mitmenschen, ihrer Mitbürger ihre Hoffnung bauen, welche sich berechtigt halten, von den Gesinnungen der Religion, der allgemeinen Menschenliebe,

von dem durch ſo viele Beweiſe beſtätigten wohlthätigen Charakter der Einwohner dieſer Hauptſtadt und Provinz erwarten zu dürfen, daß ſie in Mitte des gemeinſchaftlichen Wohlſtandes und Ueberfluſſes ſich nicht dem Mangel und Elende preisgegeben ſehen.“ (1. Aug. 1783.)

„Pfarrer, Prediger und Seelſorger ſollen in ihren öffentlichen Vorträgen, Predigten, Lehren und Ermahnungen ſowie in den Privatunterredungen das Volk belehren und ermahnen, daß es dem Bettelgeſindel weder in Kirchen noch in Häuſern noch ſonſt wo immer Almoſen geben, ſondern ſie gerade an ihre Pfarrer anweiſen, bedauernswürdige Hausarme aber nur insgeheim unterſtützen möchte. Denn da das Nichtgeben ebenſo wie das Geben eine freie Handlung des freien Willens ſei, der freie Wille aber durch auf Vernunft und Religionswahrheiten gegründete Vorſtellungen gelenkt werden müſſe, ſo dürfte das vorerwähnte Mittel das ſicherſte ſein, dem unordentlichen Almoſengeben Einhalt zu thun; wenn die Lehrer des Volkes demſelben mit lebhafter Ueberzeugung des Geiſtes bei allen Gelegenheiten einſchärfen und darthun, wie ſehr durch das Privat-Almoſengeben an öffentliche Bettler der der Obrigkeit gebührende Gehorſam verletzt, die Ordnung im Staate verwirrt, das gemeine Beſte verachtet, ja auch ſogar die Sicherheit gehemmt werde, indem dadurch vielfältig der Müßiggang und die vom Müßiggange unzertrennlichen verſchiedenen Laſter und Ausſchweifungen genährt, der würdigen Armuth ihre zureichenden Hilfszuflüſſe entzogen und an Unwürdige verſchwendet würden, wo

ſodann das ſo heilſame Armeninſtitut übel verrufen, untergraben und endlich ganz vereitelt, die echte chriſtliche Mildthätigkeit durch eine bloße ſinnliche, unüberlegte oder gezwungene Barmherzigkeit verdrängt, den Lügen, Vorſtellungen und Verleumdungen Beifall gegeben, die unterſuchte und geprüfte Wahrheit nicht geglaubt, dann auch eine der Menſchheit ſo angemeſſene, dem Staate ſo nützliche, der Religion ſo rühmliche und von jedem vernünftigen und gutdenkenden Patrioten und Chriſten ſo erwünſchte Anſtalt zertrümmert und ganz zu Grunde gerichtet werden müßte."

(17. Febr. 1784.

„Es wird dem Publikum bekannt gemacht, daß das öffentliche Betteln ſchärfeſt verboten ſei; und da die wirklich Verſorgungswürdigen in der vollkommenſten Zahl durch Stiftungen unterhalten, die zur Arbeit unfähigen oder wirklich nothleidenden Armen aber durch das heilſame Armeninſtitut hinfort unterſtützt werden, ſo haben nebſt dieſem Se. Majeſtät zur Ausrottung des Müßigganges noch ein eigenes Haus beſtimmt, wo die Arbeitſuchenden ſich einen Verdienſt erwerben können, um den Müßiggängern alle Ausflucht zu benehmen. Dieſem zufolge wird jeder Bettler beiderlei Geſchlechtes ohne Ausnahme eines Ortes, der ſich in Betteln betreten läßt, durch die hierzu beſtimmten Perſonen in das Polizeiſtockhaus gebracht und dort nach Maß der Uebertretung beſtraft werden."

(Oktober 1783.)

„Die Vereinigung ſagt nicht mehr zu als die nothwendige Verſorgung der Armen. Denn da es bei dieſer Verſorgungsanſtalt hauptſächlich darum zu thun iſt, die Hilfe auf jeden wahren Nothleidenden zu erſtrecken und ihm die dringendſten Lebensbedürfniſſe zu reichen, damit er zu betteln nicht bemüßigt werde, ſo können Standesanſprüche und andere dergleichen Unterſcheidungen nicht gehört werden, welche, um wenige mit Ueberfluß zu unterhalten, in die Nothwendigkeit verſetzen würden, mehreren das Unentbehrliche zu verſagen. Die Verſorgung der Armen wird alſo ohne Unterſchied des Standes nach gleichem Maßſtabe geſchehen. Die Armen von Adel oder aus den vorzüglicheren Volksklaſſen werden in Abſicht auf mehrere Verbeſſerung ihrer Umſtände wie bisher von der Unterſtützung beſonderer Freunde und Wohlthäter abhängen.“

(1. Auguſt 1783.)

„Bei der großen Anzahl mildthätiger Menſchen, durch deren Beiſtand verſchiedene einzelne Stiftungen dieſer Stadt bis jetzt aufrecht erhalten worden, iſt es keine übertriebene Erwartung, daß auch außer den gewöhnlichen Beiträgen dieſem Inſtitut von unbekannten Händen Wohlthaten zufließen werden. Die Großmuth ſolcher edlen Menſchenfreunde, die durch das leiſe Bewußtſein der guten Handlung ſich ſelbſt lohnen, legt es dem Inſtitute um ſo mehr auf, ſie zu überzeugen, wie ihre geheime Wohlthätigkeit angelegt worden.“

(1. Auguſt 1783.)

„Ob es zwar dem freien Willen der Gemeinden ꝛc. überlaſſen iſt, wenn nur die Armen wirklich allſeitig verpflegt werden, bei welchen Verordnungen es auch ferner ohne allen Zwang zu verbleiben hat, ſo hat es doch die Regierung für höchſt nöthig befunden, allen Seelſorgern auf dem Lande wiederholt aufzutragen, daß dieſelben den Gemeinden den Vortheil des Armenverpfleg-Inſtitutes“ (wie es der Kaiſer durch ein im ganzen Lande kundgemachtes Billet allgemein eingeführt zu haben wünſchte) „und die Vereinigung mehrerer Gemeinden in einen Hauptbezirk wohlbegreiflich zu machen trachten ſollen; weswegen jene, die ſich diesfalls ſaumſelig bezeigen würden, ſeinerzeit die gehörige Ahndung wegen Vernachläſſigung eines Gott ſo ſehr gefälligen, Sr. Majeſtät ſehr angelegenen und der Menſchheit höchſt nützlichen Geſchäftes zu erfahren haben werden; dahingegen jene, die ſich diesfalls vor anderen hervorzuthun beſtreben nebſt der innerlichen Zufriedenheit, ihre Mühe für die Menſchheit und Verſorgung wahrer Armuth pflichtmäßig angewandt zu haben, auch bei Gelegenheit auf beſondere Verdienſte gegen Se. Majeſtät und den Staat Rechnung machen können.“

(Febr. 1784.)

„Dem geſammten Publikum ſoll alle Jahre durch den Druck über die eingegangenen Unterzeichnungsbeiträge, über das in Büchſen geſammelte Almoſen und wie dieſe Zuflüſſe verwendet worden, die Ausweiſung vorgelegt werden. Bei dieſer Oeffentlichkeit in der ganzen Behandlung, durch welche das Publikum zum Zeugen und zur Beurtheilung aufgefordert und demſelben gewiſſermaßen ſelbſt die Controle

übertragen wird, verſpricht man ſich das unumſchränkte Zutrauen der ganzen Welt zu verdienen und eben dadurch von den Einwohnern dieſer Stadt zu erhalten, daß ſie das Almoſen, das ſie bis jetzt einzeln und manchmal an Unwürdige vertheilt haben, an die aufgeſtellten öffentlichen Almoſenſammler zu geben ſich werden bewegen laſſen."

(1. Auguſt 1783.) (C. j.)

II.

Josef als Mensch; über Gleichheit, Adel, Privilegien, Leibeigenschaft ꝛc.

„Ich war Mensch, ehe ich Kaiser geworden bin, und das ist meine schönste Eigenschaft."

(Bei Gelegenheit einer Feuersbrunst im Februar 1766, wo Josef selbst zur Hilfe eilte.)

„Vor dem Höchsten sind wir alle gleich" — sagte Josef, als er in der Kirche zu Luxemburg bei einem Hochamte mitten unter dem Volke kniete. (G.-H.)

„Ich habe vor anderen viel voraus; da ich glücklicherweise leutselig bin, so kann ich stets alles erfahren."

(1765.) (G.-H.)

„Ein glücklicher Name" (Graf von Falkenstein, den der Kaiser auf Reisen annahm), „der viel bequemer ist als der der Majestät, da er mir viele Komplimente, die mir zuwider sind, und die nur Langeweile verursachen, erspart."

(Car.)

„Die königliche Majestät muß in sehr schlechten Umständen sein, wenn sie eine nichtsbedeutende Vergoldung nöthig hat, um sich dadurch ein Ansehen zu geben."

(Car.)

Josef trug nur äußerst selten Ringe an den Händen und äußerte darüber: „Man muß sehr schöne Hände haben, wenn man Ringe tragen will."

(Rsh.)

„Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort, von ihrem Schätzer" — Inschrift des Augartens, womit Josef 1755 denselben dem gesammten Publikum öffnete. Als der Adel sich darüber beschwerte, sagte Josef: „Wenn ich immer unter meinesgleichen sein wollte, so müßte ich zu den Kapuzinern in die kaiserliche Gruft steigen und darin meine Tage zubringen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung, und der hat einen Vorzug vor anderen bei mir, der gut denkt und ehrlich handelt, und nicht der, welcher kein anderes Verdienst aufweisen kann, als daß er Fürsten seine Ahnherren nennt."

(G.-H.)

„Ich hatte auch ein Töchterchen“ — ſagte Joſef höchſt beſcheiden, als eine adelsſtolze Dame von ihren „jungen Herren“ und „gnädigen Fräulein“ (ihren Kindern) ſprach.

„Ich liebe die Menſchen, weil ſie Menſchen ſind, und ſtelle den einen nur inſofern höher als den anderen, als er mehr Verdienſt beſitzt. Dank Gott, meine Achtung beſchränkt ſich nicht allein auf die, welche nur Fürſten unter ihren Ahnen zählen.“

(Pg.)

„Diejenigen Empfindungen ſind mir die angenehmſten, die Sie mir zu der Zeit zeigten, wo Sie mich für einen Privatmann hielten, ohne die erlauchte Würde zu vermuthen, zu welcher es der göttlichen Vorſehung gefallen hat, mich zu erheben. Die Lobſprüche, welche man uns verſchwendet, und alle Sachen, die man uns ſagt, gehen unglücklicherweiſe mehr auf unſeren hohen Stand als unſere Perſon. — Ich würde mich ſehr betrüben, wenn Sie in mir nicht den Menſchen ſchätzen — der höchſte Titel unter allen, die man mir geben kann — und daß Joſef das Glück, geliebt zu ſein, allen äußerlichen Vortheilen und allen Huldigungen, womit man dem Kaiſer unaufhörlich Weihrauch ſtreut, vorzieht.“

(An den ital. Grafen Papini, Jan. 1770.) (G.-H.)

„Sie ſehen mich in Wien nicht prunkender als in Verſailles, zehn- bis zwölfmal im Jahr ausgenommen, wo ich gezwungen bin, den Kaiſer zu ſpielen.“

(Als man ſich in Paris darüber wunderte, daß Joſef in einem einfachen Fiaker gefahren war.) (Bu.)

Den Handkuß und das Kniebeugen vor den Perſonen der kaiſerlichen Familie und das Niederknien vor dem Landesherrn verbot Joſef am 4. Januar 1784 mit der Begründung, „weil ſolches von Menſch zu Menſch keine paſſende Handlung iſt und blos gegen Gott allein vorbehalten bleiben muß“.

Bei dem berühmten Naturforſcher Buffon in Paris meldete ſich der Kaiſer beſcheiden als einen Schüler an. Buffon, der kränklich war, wollte ſeinen Schlafrock erſt mit einer anderen Kleidung vertauſchen. „Nein, nein!“ ſagte Joſef, „wenn ein Lehrer ſeinen Schüler empfängt, ſo darf er mit ihm keine Umſtände machen.“

(Pg.)

„Da kein Unterſchied zwiſchen dem Edlen und Künſtler in der Art der Taufe gemacht wird, warum ſollte man in den Begräbniſſen einen machen?!“

(Car.)

Als ein Glied eines öſterreichiſchen Vaſallengeſchlechtes ſich der Titulaturen „Wir“ und „von Gottes Gnaden“ bedient hatte, bemerkte Joſef auf den Vortrag darüber (Aug. 1788): „Da der Bauer ſeine Hütte und jeder ſo hinauf bis auf den Landesfürſten durch die Gnade Gottes und deſſen Vorſicht und Willen das hat und auf dem Fleck iſt, wo ſelbe ihn hin beſtimmt, ſo kann jedem auch die Beſitzung mit der Benamſung von Gottes Gnaden nicht verboten werden, da ſie vollkommen wahr iſt; alſo iſt auch dem Fürſten N. N. ſowie jedem anderen in dergleichen Fällen keine Anſtellung zu machen.“ (Mey.)

„Da wenig daran gelegen iſt, wie die Wappen ausſehen, ſo iſt der Cenſor mit ſeiner ganzen Cenſur und die Anſchaffung der gelehrten heraldiſchen Bücher hintanzulaſſen und jedem gemalte oder geſtochene Greifen, Hörner oder was immer für Thiere und Viecher, wenn ſie ihnen Vergnügen verſchaffen, zu führen zu geſtatten.“

(Auf einen Vortrag inbetreff einer Berichtigung der galiziſchen Ritterſtandswappen, Juli 1781.) (Mey.)

„Da dieſe Standeserhebung in dem Zeitpunkte, wo ſolche von der höchſtſeligen Kaiſerin bewilligt worden, nicht zu Stande gekommen und noch erhoben worden, ich es auch für kein Glück für die Kinder anſehe, wenn ſie eine derlei Nobilitation oder Ritterſtand erhalten, eher als ſie bei Mitteln ſind, denſelben Ehre zu machen, ſo iſt ſolche auch

noch weiter in suspenso zu belaſſen; einſtweilen aber ſind die Kinder zu guten Bürgern des Staates zu bilden und haben ſich ſelbe um eine Standeserhebung verdienſtlich zu machen, wo ſonach auf ſie ſchon der Bedacht genommen werden wird."

(Auf das Geſuch um Bekanntmachung des ſchon 1777 verliehenen erbländiſchen Ritterſtandes, Mai 1784.) (Mey.)

„Ich ſehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem ſeiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen ſolle, weil er ein Edelmann von Geburt iſt. Ein Kavalier von guter Familie ſein, ohne andere Verdienſte zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden ſei?"

(Auguſt 1787.)

„Man kann der Sohn eines Generals ſein, ohne die geringſte Anlage zum Offizier zu haben. Ich bedauere Sie, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmann, noch zum Prieſter tauge; kurz geſagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele iſt. Danken Sie es Ihrem günſtigen Schickſal, daß, indem es Ihrem Sohn alle Talente verſagt, ihn zugleich in den Beſitz anſehnlicher Güter verſetzt habe, die ihn dafür hinlänglich entſchädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen."

(An eine Dame, Aug. 1787.)

„Ich muß Ihnen noch ſagen, daß es künftig bei Oeſterreich nicht mehr ſo ſein kann, wie es einſtens geweſen, daß ich keine Princes étrangers an meinem Hofe dulde, und daß jetzt mancher Edle ein Lieutenant wird, deſſen Ahnen den Marſchallsſtab und die Anführung großer Heere gehabt.“

(An die Landesgräfin von Fürſtenberg, Juni 1782.)

„Wenn ein Kavalier fähig iſt, ein gemeines Verbrechen zu begehen, ſo entſetze ich ihn ſeines Adels und ſeiner Titel und überlaſſe ihn als Unadeligen der Gerechtigkeit, die ihn nicht ſchlimmer und nicht beſſer als irgend einen anderen unadligen Schelm behandeln wird.“ (Hü.)

Auf die Vorſtellung, die Strafe eines großen adeligen Verbrechers aus Rückſicht auf ſeinen Stand zu mildern, antwortete Joſef 1785: „Laſter iſt einmal Laſter. Wie ſoll ſich ein ſolcher ſeiner Strafe ſchämen, der ſich nicht ſchämte, das Laſter zu begehen? Will ein Laſterhafter unter Laſterhaften einen Vorzug haben, ei, ſo ſtrafe man ihn um ſo härter, weil er der Laſterhafteſte, der Abſcheulichſte iſt. Nur der Tugend wartet Belohnung. Würde man Laſterhaften ihrer Perſon wegen Vorzüge einräumen und ſie nicht ganz die Strafe ihres Laſters fühlen laſſen, was würde dann Gerechtigkeit ſein? Und hieße das nicht das Laſter in der Perſon belohnen?“

Eine Frau beklagte ſich in einer Audienz über eine angeblich ungerechte Prozeßentſcheidung in ihren Schuldenangelegenheiten, da ſie muthwillige Mehrausgaben, als ihre Einkünfte rechtfertigten, machte, wie dem Kaiſer ſchon bekannt war. Er fragte mildreich, wer ſie wäre? „Ich bin eine Hofräthin.“ Mit dem Anſchein des Mitleides fragte Joſef weiter: „Warum wenden Sie ſich nicht an ihren Monarchen?“ — „Das thue ich ja eben jetzt, da ich mich an Eure Majeſtät wende.“ — „Nein, meine Liebe,“ antwortete Joſef, „dies kann nicht ſo ſein, wie Sie ſprechen, denn an meinem Hofe gibt es keine Räthinnen, ich habe nur Räthe.“ Und damit war ſie entlaſſen. (Sch.)

„Ich bin alle Privilegia privativa nicht mehr zu beſtätigen unabweichlich entſchloſſen.“

(Juli 1781.) (Mey.)

„Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelſchaft oder einer Nation beſtehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß ſie zu den öffentlichen Laſten nichts beitragen, ſondern ſie beſtehen einzig darin, ſich ſelbſt die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Laſten aufzulegen, und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen.“

(Juli 1786.)

„Die Freiheit der Perſonen iſt wohl zu unterſcheiden von jener der Beſitzungen, in deren Rückſicht der Eigen-

thümer nicht den Edelmann, ſondern blos den Feldbauer, den Hauer oder den Viehmäſter und in Städten blos den Bürger und Konſumenten vorſtellen; in welchen Fällen ſie zur Erhaltung der allein das Syſtem nützbar machenden freien Konkurrenz nach ihren Beſitzungen mit allen anderen Bürgern und Einwohnern gleich ſein müſſen."

(Juli 1786.)

„Leibeigenſchaft und Fleiß oder Reichthum iſt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt und durch die tägliche Erfahrung beſtätigt, welche zeigt, daß der Fleiß und die Wohlfahrt der Nationen, wenn alles übrige gleich iſt, ſich nach dem Maßſtabe ihrer perſönlichen Freiheit verhalten; da inzwiſchen die Leibeigenſchaft, die Schande unſeres Zeitalters, dieſe häßliche Unterdrückerin aller bürgerlichen Tugenden, allein genug iſt, Reiche zu zerſtören und den Namen des Landesfürſten, der ſie duldet, auf ewig zu beflecken. Ja es iſt eine ewige Wahrheit, ſolange der Pflüger, als der nothwendigſte und nützlichſte Bürger, mit fünfzig Streichen gezüchtigt werden kann und in tauſenderlei Fällen von dem Eigenſinn, der Habſucht, der Leidenſchaft und der Härte eines Herrn oder ſeiner Beamten abhängt, ſo lange iſt der Flor des Staates ein Schattenbild, dem man vergeblich nachjagt. — Frohnen heißt: einem anderen ohne ſichtbaren Lohn, mit Widerwillen und ſchlecht arbeiten; die dabei zugebrachte Zeit iſt daher für den Fröhner ganz verloren, für den Grundherrn aber nur halb gewonnen."

(Wird Joſef zugeſchrieben, da es ſeine entſchiedenen Grundſätze ausſpricht.) (Schn.)

„Da wir in Erwägung gezogen haben, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einführung einer gemäßigten, nach dem Beispiel unserer österreichischen Erblande eingerichteten Unterthänigkeit auf die Verbesserung der Landeskultur und Industrie den nützlichsten Einfluß habe, auch daß Vernunft und Menschenliebe für diese Veränderung das Wort sprechen, so haben wir uns veranlaßt gefunden, von nun an die Leibeigenschaft gänzlich aufzuheben und statt derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen."

(1. Nov. 1781.)

„Es kommt nicht darauf an, die für Böhmen erlassenen Anordnungen inbetreff des Eigenthums und der Leibeigenschaft gleich von nun an ihrem ganzen Inhalt nach auch in Galizien in Ausübung zu bringen; wol aber ist es ohne Verschub höchst nöthig, daß die „Knechtschaft" (— „um zu keiner irrigen Auslegung Anlaß zu geben, wird statt Knechtschaft das Wort Leibeigenschaft zu gebrauchen sein" —) „in Ansehung ihrer bisherigen Wirkungen, die die Menschheit herabwürdigen, ohne weiteres aufgehoben und jedem Unterthan auch an einem anderen Ort außer seinem Dominio, seine Nahrung zu suchen, eingeräumt werde."

(Jan. 1782.) (Mey.)

„Die Makel unehelicher Geburt sind in allen öffentlichen Diensten oder Handwerken oder bei was immer für einer Beweisführung gänzlich aufgehoben."

(Hofdekret vom 28. Juli 1783.) (C. j.)

Obſchon dem Kaiſer, wie er ſagte, die Geheimniſſe der Freimaurergeſellſchaften gänzlich unbewußt waren und er mit ihrem myſteriöſen Vorgehen ſich nicht einverſtanden erklärte, ſo war es ihm genug, zu wiſſen — „daß von dieſen Freimaurerverſammlungen wirklich einiges Gute für den Nächſten, für die Armuth und Erziehung geleiſtet worden iſt“ — und er entſchloß ſich, ungeachtet ihre Geſetze und Verhandlungen unbekannt bleiben — „dennoch, ſo lange ſie Gutes wirken, ſie unter den Schutz und die Obhut des Staates zu nehmen und alſo ihre Verſammlungen förmlich zu geſtatten“ — und ſprach die Hoffnung aus: „auf dieſe Art kann ſich vielleicht dieſe Verbrüderung, welche aus ſo vielen mir bekannten rechtſchaffenen Männern beſteht, wahrhaft nutzbar für den Nächſten und die Gelehrſamkeit auszeichnen“.

(Dez. 1785.)

12.

Josef Leutseligkeit, Wohlthätigkeit und Großmuth.

Einen schönen Triumph seiner Leutseligkeit feierte Josef bei seinem Besuche des neuerworbenen Innviertels. Das Volk zog ihm überall jubelnd entgegen und sprach es offen aus, daß es sich glücklich schätze, unter einen so gerechten und gütigen Kaiser gekommen zu sein, bei dem die Bauern auch etwas gelten. Im Schlosse Perwang trat Josef ans Fenster und fragte das im Hofe dicht gedrängte Volk: „Seid Ihr alle aus dem Innviertel?“ Ein tausendstimmiges Ja antwortete. „Nun, da sind wir ja alle Landsleute!“ rief Josef hinunter. Jetzt ließ sich das Volk nicht mehr zurückhalten, die Bauern drängten sich in das Tafelzimmer, um ihren Kaiser essen zu sehen. Josef ließ ihnen Wein reichen und unterhielt sich mit diesem und jenem über die Angelegenheiten des Landes. (Sch.)

Der Kaiſer hatte in einer Grenzſtadt, entgegen ihrem Privilegium des Wahlrechtes, einen Major als Richter eingeſetzt und es dabei belaſſen, obgleich die Stadt dagegen petitionirte, mit ziemlich triftigen Gründen gegen jeden Soldaten als ihren etwaigen Richter. Als der Kaiſer darauf die Stadt beſuchte, kamen die Bürger in großer Anzahl zu ihm und baten laut, er wolle ſie doch einmal von dieſem Despoten, der alles nach ſeinem Stocke zu meſſen gewohnt wäre, befreien. Jetzt gab ihnen Joſef lächelnden Mundes den Beſcheid: „Ich habe Euch, liebe Bürger, nur auf die Probe ſtellen wollen, und Ihr habt ſie redlich ausgehalten. Wenn Ihr Euch gegen das Daſein eines einzigen, und zwar vaterländiſchen Kriegsmannes ſo ſehr wehrt, ſo kann ich von Euch ganz richtig ſchließen, daß Ihr Euch, um ſo mehr, da Ihr eine Grenzſtadt bewohnt, gegen mehrere tauſend auswärtige Soldaten wehren werdet. Und hiermit erlaube ich Euch, wählt Euch wieder einen Richter, welchen Ihr ſelbſt wollt.“ (Sch.)

Jedesmal, wenn Joſef (unter dem Namen Graf von Falkenſtein) in Verſailles war, begleitete ihn eine unzählige Volksmenge auf ſeinen Spaziergängen, die er ſtets zu Fuß machte, ſei es mit dem König oder der Königin. Einmal unter anderem, als der Graf, gefolgt von wol mehr als dreitauſend Perſonen, in der Pièce des Suisses war, ſagte er zum König: „Sehen Sie da, wir haben eine große und gute Geſellſchaft.“ (Ducr).

Als der Graf von Falkenſtein ſich die neue Brücke von Neuilly anſah, ein großartiges Bauwerk Péronet's, des damaligen erſten Ingenieurs für Brücken- und Straßenbau Frankreichs, woran er prüfte und viel bewunderte, ſtanden die dort anweſenden Perſonen mit entblößten Häuptern; da ſagte der Graf mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeligkeit laut: „Meine Herren, ſetzen Sie doch die Hüte auf, denn die Sonne iſt brennend.“ (Ducr.)

Der Graf von Falkenſtein nahm eines Tages in Paris einen Fiaker, um nach dem Palais Luxembourg zu fahren. Der Kutſcher, durch ſeine Leutſeligkeit angeregt, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und äußerte eine große Freude, dieſe Fahrt bekommen zu haben, „denn,“ ſagte er „wenn der Kaiſer dahin kommt, um zu promeniren, ſo werd' ich das Vergnügen haben, ihn zu ſehen. Ich fürchte nur, zu ſpät zu kommen“. Der Graf ſagte, er brauche dies nicht zu fürchten; „denn,“ ſagte er, „der Kaiſer werde gewiß nicht vor ihm zur Promenade dorthin kommen.“ Unter dem Thor von Luxembourg ausgeſtiegen, gab der Graf dem Kutſcher das Fahrgeld in Papier eingewickelt, und als dieſer es öffnete, fand er einen Doppel-Louisdor darin. Sogleich lief er dem Unbekannten nach, in der Meinung, er habe ſich vergriffen, und ſagte dies, denn ſo viel gebe man nicht für einen Fiaker. Der Graf, von des Mannes Redlichkeit erfreut, beſtätigte nun das Geſchenk mit aller Leutſeligkeit, und nun rief der Kutſcher laut aus: „Ich habe den Kaiſer geſehen!“ (Ubg.)

Der Graf von Falkenſtein war im Café des Palais royal, um Eis zu eſſen, welches dort berühmt war. Das

Gerücht davon verbreitete ſich auch unter den vor dem Palais haltenden Kutſchenführern, und auch ein Fiaker hörte es, verläßt ſeinen Wagen, ſtellt ſich in den Weg und wartet auf den Grafen. Im Augenblick kommt ein Privatmann heraus und verlangt von dieſem Kutſcher, ihn zu fahren. „Nein, mein Herr, ich kann nicht.“ — „„Wie kommt das?““ — „Ich will den Kaiſer ſehen, und wenn Sie mir einen Thaler geben würden, ich würde nicht fahren, ich will den Kaiſer ſehen.“ — „„Wohl, fahre, ich werde Dir 6 Franks geben.““ — „Nein, mein Herr, ich will den Kaiſer ſehen.“ — „„Schon recht, aber der Kaiſer iſt nicht mehr im Café, er iſt ſoeben fortgegangen.““ — „Iſt das wahr, mein Herr?“ — „„Ja, fahr' ſogleich nach dem Hotel de Tréville.““ — Der Kutſcher fährt und angekommen, ſteigt der Graf von Falkenſtein aus und gibt dem Kutſcher den Fahrpreis in einem Stück Papier. Der Kutſcher wickelt es ſogleich auf, fürchtend, getäuſcht zu ſein; wie groß war ſein Erſtaunen, einen Doppel-Louisdor darin zu finden. Ganz erſtaunt ſagte er zum Portier: Der Herr da irrt ſich, er gibt mir 2 Louis und hat mir nur 6 Franks verſprochen; wer iſt denn der Herr da? — „Das iſt der Kaiſer!“ Ach verf—, ruft kräftig der Kutſcher, wie unglücklich bin ich, wenn ich das gewußt hätte, würde ich mich öfter auf meinem Bock umgedreht haben, um ihn mir zu betrachten. Darauf ſogleich aber ſingt und ſpringt er und geht in eine Schänke, um auf des Kaiſers Geſundheit zu trinken. Dann kaufte er Bandſchleifen, ſteckt ſie an ſeinen Hut und an die Ohren ſeiner Pferde und verkündete überall: „Ich habe den Kaiſer gefahren! Ich habe den Kaiſer gefahren!“ (Nbg.)

Der Graf von Falkenſtein beſuchte in Paris das Café de la Régence, um eine Partie Billard zu ſpielen; es befand ſich niemand dort, und das Mädchen ſagte ihm, dies wäre des Kaiſers wegen, der nach dem königlichen Palais kommen würde. „Dies kommt öfter jetzt vor," ſagte ſie, „es ärgert mich ſehr, ich verkaufe nichts dieſen Morgen; ganz Paris will den Kaiſer ſehen." Der Graf blieb allein und unterhielt ſich mit dem Mädchen, fragte ſie, ob ſie den Kaiſer geſehen habe. Das Mädchen antwortete, daß ihr Stand ſie daran hindere, aber daß ſie eines Morgens ſich heimlich aufmachen wolle, um ihn in ſeinem Hotel zu ſehen, in der Erwartung, daß der Fürſt leicht zugänglich ſei. Der Kaiſer ſagte nichts, zog einen Louisdor heraus, gab ihn dem Mädchen und fügte hinzu: „Sieh' hier Louis XVI. und hier den Kaiſer." In demſelben Café bot ſich, als der Graf wieder Billard ſpielen wollte, nur einer an, eine Partie mitzuſpielen, unter der Bedingung, daß ſie ſehr kurz ſei; als er ſie aber nicht beendete, wurde der Spieler unruhig, wandte ſich um und ſtampfte ungeduldig auf die Erde. Der Graf fragte ihn, was dies ſei, und jener antwortete: „Mein Herr, das iſt, daß der Kaiſer nach dem Hotel royal kommen ſoll und ich großes Verlangen ihn zu ſehen habe. Alſo heben wir die Partie auf zu dieſem Abend oder morgen früh."

(Ducr.)

Im Kollege der vier Nationen oder „Mazarin" traf der Graf von Falkenſtein auf einen Schüler, war höchſt freundlich zu demſelben und fragte ihn, in welcher Klaſſe er ſtudiere und was er endlich ſei. Das Kind antwortete ihm: „Mein Herr, ich bin Kaiſer" Der Graf erwiderte

lächelnd: „Wohl, mein Freund, gib mir die Hand, Du kennſt das Sprichwort: von Kaiſer zu Kaiſer iſt nichts als die Hand.“ Er begleitete dies Gefallen an dem Knaben mit einer Penſion von 1200 Lires, welche ſich nach dem Fortrücken des jungen Schülers in den Klaſſen ſteigern ſollte.

(Ducr.)

„Der Graf von Falkenſtein, nur von einer Perſon begleitet, wollte die Menagerie anſehen; der Wächter ſagte ihm höflich, daß es Gebrauch ſei, die Menagerie erſt dann zu zeigen, wenn eine genügende Anzahl von Beſuchern da wäre. Der Graf ging wartend unter den Bäumen auf und ab. Es kam bald eine Menge, die Thüren wurden geöffnet und der Graf trat unter den übrigen ein, ſah, betrachtete und befragte wie die anderen. Der Wächter ſagte darauf zur Geſellſchaft: „Meine Herren und Damen, ich bitte, beeilen Sie ſich; wir erwarten den Kaiſer; es darf niemand mehr hier ſein, ſobald einmal Se. kaiſerliche Majeſtät eingetreten iſt.“ Der Graf ſagte kein Wort und fuhr fort, der Kurioſität zu genügen; hinausgehend ließ er durch ſeinen Führer dem Wächter zehn Louisdors geben. Ein Engländer hatte den Grafen als Kenner über die verſchiedenen Thiere urtheilen gehört; er faßte ihn am Rockärmel und ſagte: „Mein Herr, erklären Sie mir das.“

(Ducr.)

Beim Beſuche von Privatperſonen in Paris, welche immer von Geſchenken, freundlichen Worten und oft ſchmeichelhaften Aeußerungen begleitet waren, ſagte der

Graf von Falkenſtein öfter dergleichen wie: „Bedecken Sie ſich, es genirt mich ſonſt; ſetzen Sie Ihren Hut auf oder ich nehme auch den meinigen ab; begleiten Sie mich nicht weiter, Ihre Zeit iſt koſtbar; keine Komplimente, ſagen Sie mir die Wahrheit, ich ſuche ſie kennen zu lernen; ſprechen Sie frei, ich liebe es; verhehlen Sie mir nichts, ich will mich unterrichten“ u. dgl. m. (Ducr.)

Wenn der Graf von Falkenſtein aus Paris Kouriere nach Wien abfertigte, ließ er es allen ſeinen Dienern ſagen, damit ſie vom erſten Kammerdiener bis zum Küchenjungen ihre Briefe an ihre Angehörigen in ſeinem Packete mitgeben konnten. Einmal bemerkte er, daß einer derſelben nicht geſchrieben hatte und fragte, warum er ihm keinen Brief gebracht? Als dieſer nun ſagte: er habe kein Papier und Tinte, antwortete der Graf: „Du darfſt es ja nur von mir verlangen!“ (Nbg.)

Als der Graf von Falkenſtein auf ſeiner Reiſe nach dem Seehafen über einen Fluß fuhr, befanden ſich drei Bauermädchen auf der Fähre mit ihm. Die herzhafteſte unter ihnen, welche vernommen hatte, wer er wäre, redete ihn alſo an: „Herr, ſind Sie nicht unſeres guten Königs Schwager?“ — „„Ja, mein liebes Kind.““ — „Nun, da könnten Sie ihm dann wol ſagen, daß er uns unſere armen jungen Burſchen losließe, die wegen ein bischen Tabakkontrebande da unten auf der Galeere rudern müſſen. Wenn Sie wüßten, was uns das für eine Freude wäre!“ — „„Wie heißt Ihr?““ Der Graf notirte ſich die Namen in

ſeine Schreibtafel und ſagte: „„Seid ruhig, Kinder, ich verſchaffe ſie euch wieder.““ (Nbg.)

Als der Graf von Falkenſtein zu Augsburg im Gaſthof zu den Mohren wohnte, kam ein Seidenhändler in ſein Zimmer und bot ihm ſeine Waaren feil. Der Mann wußte wol, daß der Kaiſer dort war, kannte ihn aber nicht und fragte ihn ſelbſt, ob man wol den Kaiſer zu ſehen bekommen könnte. „Er wird bei Hofe ſpeiſen, da könnt Ihr ihn ſehen!“ antwortete der Graf, kaufte etwas, und der Mann eilte mit ſeinen Waaren fort, um nach Hofe zu gehen. Hier ſah er den Kaiſer, als eben denſelben, der ihm Beſcheid geſagt, war nicht wenig erſchrocken, daß er dem Kaiſer mit ſo wenig Ehrfurcht begegnet, ward aber durch einen leutſeligen Gruß des Grafen aufgemuntert und erfreut. (Nbg.)

Als der Graf von Falkenſtein in Kehl die Werke der alten Reichsfeſtung ſich beſah, fragte er zwei ihm begegnende franzöſiſche Offiziere, von welchem Regiment ſie wären? Sie antworteten: von Lyonnais. „Alſo liegt Ihr in der Citadelle in Beſatzung?“ Ja, Herr Graf! beſtätigten ſie und folgten ihm dann mit entblößten Häuptern. Als der Graf ſich umwendend dies bemerkte, bat er ſie, ſich zu bedecken, und als ſie dies noch nicht gethan, ſagte er: „In Wahrheit, meine Herren, wenn Ihr Eure Hüte nicht aufſetzt, ſo muß ich den meinigen auch abnehmen.“ Er

that es auch wirklich und nöthigte ſo die Offiziere, ſich wieder zu bedecken. (Abg.)

Der Graf von Falkenſtein bewahrte launig ſein Incognito ſo gern, daß er in München eine Hofdame, die eine Gräfin Falkenſtein war, „chère cousine!“ nannte.

(Abg.)

Auf ſeiner Reiſe nach Paris kam der Graf von Falkenſtein auf einer Poſtſtation eher an, als man ihn erwartet hatte, und fand keine Pferde vor. Der Poſtmeiſter, der ihn nicht kannte, bat ihn, er möchte ein wenig Geduld haben, weil er alle ſeine Pferde fortgeſchickt, um ſeine Freunde zur heute ſtattfindenden Taufe ſeines Sohnes abzuholen. Der Graf bot ſich zum Taufzeugen an und der Poſtmeiſter nahm es an. Als die Taufe vor ſich ging, fragte der Pfarrer den fremden Gevatter um ſeinen Namen. „Joſef.“ Den Familiennamen? „Wie? Joſef, dächte ich, wäre genug.“ Aber, doch? „Nun — Joſef der Zweite.“ Der Zweite? und der Stand? „Kaiſer!“ Der Graf beſchenkte den glücklich überraſchten Poſtmeiſter und ſeine Familie freigebig und verſprach an ſeinen Pathen zu denken.

(Abg.)

In Baiern nahm der Graf von Falkenſtein bei einem Bauer das Mittagsmahl ein, welcher zum Andenken daran eine eherne Tafel mit dem kaiſerlichen Wappen über

ſeiner Hausthür anbringen ließ. Der Graf ging hier ſelbſt in die Küche, und da er einen großen Topf beim Feuer ſtehen ſah, fragte er, für wen das wäre? Für die Poſtillons und Bedienten, antwortete der Wirth. Darauf ergriff der Graf den erſten beſten Löffel, der vor ihm lag, fuhr in den Topf, koſtete und ſagte: „Gut, wenn ich es nur allemal ſo habe!“ (Nbg.)

Der Graf von Falkenſtein auf der Reiſe in einem Dorfe angelangt, beſah ſich mit einem einzigen Begleiter die waldige Umgegend; ſie verirrten ſich und ſtießen endlich auf ein Schloß. Sie fragten nach dem Herrn der Beſitzung und wurden an deſſen Gemahlin, da jener nicht anweſend, gewieſen. Nach der Vorſtellung ließ man ihnen ein Diner ſerviren, die Schloßdame aber bat um Erlaubniß, abreiſen zu dürfen, da ſie den Kaiſer zu ſehen gehen wolle. Jene berichteten, daß der Kaiſer nicht ſo bald durchkommen werde, deſſen ſie ſicher ſeien, da ſie Offiziere ſeines Gefolges wären. „Wenn Sie mir Ihr Wort darauf geben, meine Herren,“ erklärte die Dame, „ſo werde ich nicht gehen, um mich mit meinem Gemahl zu jenem Zwecke zu treffen.“ Während des Mahles ſprach man von mancherlei und auch viel über den Kaiſer; die Dame rühmte ſeine Talente, Tugenden, die hervorragenden Eigenſchaften ſeines Herzens und Geiſtes. „Kurz,“ ſagte ſie, „er iſt ein vollkommener Fürſt, und ich ſterbe vor Verlangen, ihn zu ſehen. Meine Herren, Sie haben mir verſichert, daß der Kaiſer vor zwei Stunden nicht paſſiren werde.“—„Ja, Madame,“ antworteten die Fremden nochmals.— Endlich mußte man abreiſen und das Spiel ſich entwickeln. —

Der Graf von Falkenſtein nahm das Wort und ſagte: „„Sie ſcheinen großes Verlangen zu haben, Madame, den Kaiſer zu ſehen?““ — „Ja, mein Herr, denn dies iſt ein ſo guter Fürſt.“ — „„Ich kann in gewiſſer Art Ihrem Wunſche genügen: Sehen Sie hier eine goldene Tabaksdoſe, auf welcher ſein Bild iſt.““ Die Dame nahm die Doſe entgegen, prüfte das Porträt und erkannte, daß es das des hohen Unbekannten war, welchen ſie in ihrem Schloſſe zu bewirthen die Ehre gehabt. Thränen der Freude und Genugthuung entſtrömten ihren ſchönen Augen, ſie konnte nicht ſprechen, die Worte erſtarben auf ihren Lippen — eine ſtumme Lobrede, aber eine recht ſchmeichelhafte für eine empfindſame Seele und eine ſolche wie die des Grafen von Falkenſtein.

(Ducr.)

Der Graf von Falkenſtein kam ohne Gepränge und faſt ohne Begleitung in einem Gaſthauſe an. Eine Magd ſagte zu ihm: „Man ſagt, daß der Kaiſer kommen wird; ich wünſchte es ſehr, er wird mir ohne Zweifel etwas geben, daß ich das Silbercouvert, welches verloren gegangen iſt und ich erſetzen muß, bezahlen kann, denn er iſt großmüthig.“ Als der Graf am anderen Morgen abreiſte, ſchenkte er dieſem Mädchen vier Louisdor.

(Ducr.)

Der Graf von Falkenſtein trat eines frühen Morgens in ein feines Café und forderte, ſeiner Regel nach einfach lebend, eine Taſſe Chokolade. Die faulen Kellner verweigern ſie ihm unter dem leeren Vorwand, daß es noch zu früh ſei. Der Graf geht, ohne ein Wort zu ſagen, hinaus

und in ein kleines Café. Er verlangt hier eine Taſſe Chokolade, und der Beſitzer antwortet höflich, er werde ſie ſofort herrichten laſſen, wenn er ein wenig warten wolle. Es dauerte lange, und der Graf ging hin und her indeſſen, ſprach mit dem Beſitzer über mancherlei; inzwiſchen kam die Tochter des Hauſes herein, der Graf begrüßte das hübſche Kind und ſagt zum Vater, daß es gut wäre, ſie zu verheirathen. „Ach ja," erwidert dieſer, „aber ich bin nicht reich; wenn ich tauſend Thaler als Mitgift für ſie hätte, würde ich ſie wol einem tüchtigen Jüngling verheirathen; ſo aber —." — Die Chokolade wird gebracht, der Graf trinkt ſie und bezahlt einfach den Preis dafür; dann verlangt er Feder, Dinte und Papier. Die künftige Frau gehorcht und bedient ihn, ohne ihn zu kennen. Der Graf ſchreibt eine Anweiſung über 6000 Frcs., bei ſeinem Bankier in Paris zu erheben, um angewendet zu werden, die Tochter des Cafetiers zu verheirathen. (Ducr.)

Ein Kind von etwa neun Jahren blieb einmal in Wien vor der Kutſche des Kaiſers ſtehen und ſagte: „Majeſtät, ich habe noch niemals gebettelt, aber meine Mutter ſtirbt; um einen Arzt zu bekommen, braucht's einen Gulden, wir haben kein Geld mehr. O, wenn Ew. Majeſtät mir einen Gulden gäben, wie glücklich würden wir ſein!" Der Kaiſer erkundigte ſich nach Namen und Wohnung der Kranken, das Kind beantwortete ſeine Fragen, und ſich auf die Knie werfend, fügte es hinzu, daß dies das erſte und letztemal ſei, daß man es betteln ſehe." Der Monarch gab ihm einen Gulden, und das Kind verſchwand ſogleich. Inzwiſchen hüllte ſich der Kaiſer in den Mantel eines ſeiner Leute und

begab ſich zu der Kranken, welche ihn für einen Arzt hielt, ihm die Einzelheiten ihrer Krankheit erzählte, ihm zeigte, wo Papier lag, und ihn bat, ihr ein Recept zu verſchreiben. Der Kaiſer ſchrieb einen Befehl, tröſtete ſie und entfernte ſich. Einen Augenblick nachher kam das Kind zurück mit ſeinem Gulden und einem Arzt; die Mutter erſtaunt, ſagte, daß ſie ſchon den Beſuch eines Doktors gehabt, der ihr ein Recept dagelaſſen. Der Arzt warf einen Blick auf das vermeintliche Recept, erkannte die Schriftzüge des Kaiſers und erklärte den Inhalt: es war eine Anweiſung auf 50 Dukaten aus der Kaſſe des großmüthigen Kaiſers.

(Ducr.)

Eines Tages kam der Kaiſer unerwartet zu einem armen Offizier, der Vater einer zahlreichen Familie war, und traf ihn mit elf Kindern am Tiſche. Ueberraſcht fragte der Kaiſer: „Daß Sie zehn Kinder haben, wußte ich, aber wer iſt das elfte?“ Das iſt, antwortete der Offizier, eine arme Waiſe, die ich ausgeſetzt an meiner Hausthür fand.“ Bis zu Thränen gerührt ſagte Joſef: „Alle dieſe Kinder ſollen von mir verpflegt werden, und Sie ſollen ihnen ferner Beiſpiel der Tugend und Ehre ſein. Ich werde für jedes jährlich 200 fl. zahlen. Gehen Sie morgen zu meinem Schatzmeiſter, er wird Ihnen das erſte Vierteljahr zahlen. Für Ihren älteſten Sohn, den Lieutenant, werde ich ſorgen.“

(Cr.)

Der Rendant einer kaiſerlichen Kaſſe hatte viele Jahre hindurch ſein Amt mit ſtrengſter Treue verwaltet, als er aber ſeine anwachſende Familie nicht mehr unterhalten konnte, ließ er ſich von der Noth zwingen, der Kaſſe nach

und nach 2000 Thaler zu entwenden. Es wurde entdeckt, der Rendant verurtheilt und der Spruch dem Kaiſer zur Unterſchrift vorgelegt. Dieſer ließ ſich die Akten geben und fand, daß der Rendant trotz 16jähriger ehrlicher Amtsführung nur 300 Thlr. Gehalt und dabei acht Kinder zu ernähren habe. Er ſchrieb darauf folgendes Urtheil: „Dem Defraudanten werden die 2000 Thlr. geſchenkt und jährlich 700 Thlr. Gehalt bewilligt, damit er nicht mehr nöthig hat, die Kaſſe anzugreifen. Joſef.“

Ein alter Offizier bat den Kaiſer um eine wenn auch nur geringe Penſion, welche ihm abgeſchlagen wurde, da ſie ihm normalmäßig nicht zukam. Trotzdem wiederholte der Offizier ſeine Bitte an jedem Audienztage, und als Joſef ihn einmal, des fortwährenden Ueberlaufens müde, etwas hart anließ, riß er ſeine Kleider auseinander und zeigte dem Kaiſer ſeine überaus zahlreichen Bleſſuren. Erſtaunt darüber ſagte Joſef: „Mein Lieber, ich wünſchte, daß Sie das Verdienſt hätten, gar keine Wunden zu haben; dann könnte ich Ihnen auf der Stelle etwas Beſſeres als eine normalmäßige Penſion reſolviren.“ „„Ach!““ erwiderte der Offizier, „„geben Ew. Majeſtät mir eine Penſion, und wenn nur 100 Thaler, und alle meine Wunden ſind geheilt und verſchwunden.““ — „Guter Alter,“ antwortete Joſef, „Sie werden doch die Penſion lebenslänglich verlangen, und ſo würde ich zu lange auf die Verſchwindung Ihrer Wunden und Sie zu lange auf meine Reſolution warten müſſen. Ich will Ihnen daher lieber aus meinem Kammerbeutel jährlich 600 Gulden auswerfen.“ (Br.)

13.

Josef's Humor und Satire; Anekdoten.

Der Bischof von Wien wollte gewisse Ordensgeistliche zwingen, die Schuhe, welcher sie sich seit einiger Zeit bedienten, obwol sie nach ihrer alten Regel nur Sandalen tragen durften, wieder abzulegen, und beklagte sich, als die Mönche nicht gehorsamten, beim Kaiser. „Mein Herr Bischof," beschied ihn Josef, „ich lobe Ihren Eifer; allein lieber sähe ich es, wenn Sie die Mönche an ihren Köpfen und nicht an ihren Füßen zu reformiren anfangen wollten."

(Sch.)

Es gab in Wien Leute, die sich's nicht nehmen ließen, zu glauben und zu erzählen, des Kaisers vor Jahren verstorbene Gemahlin sei in einem fremden Lande öfter noch lebend gesehen worden. Der Kaiser hörte einst in einem Lustschlosse zwei Wachtposten mit einander heftige Worte

wechſeln. Der eine Mann behauptete, er habe die Frau des Kaiſers unlängſt im Lande ihres Vaters mit eigenen Augen geſehen; der andere widerſprach ihm mit guten Gründen. Joſef kam zu ihnen heran und fragte, worüber ſie ſich ſo ereiferten. Sie wiederholten beide ohne Scheu ihre Behauptungen. Da gab Joſef dem erſten drei Dukaten und ſagte: „Trink' Er meiner Frau ihre Geſundheit!" dann gab er auch dem anderen drei Dukaten und ſagte: „Und Er bete für die Seele meiner Frau!"

Oft mußte der Kaiſer im Vorzimmer ſeines alten Miniſters warten, dann ſcherzte Joſef mit den Anweſenden: „Glauben Sie wol, daß ich Kaunitz heute ſprechen kann?"

Als Sonnenfels den Hanswurſt vom Theater jagte und auch noch Händel mit dem Kardinal Migazzi anfing, warnte ihn der Kaiſer: „Mit den grünen Kutten haben Sie es ſchon verdorben, wollen Sie es auch mit den rothen ſo halten?"

Als der Kaiſer die franzöſiſchen Komödianten vom Burgtheater verabſchiedete und der franzöſiſche Geſandte ſich für dieſelben verwendete, weil er ſonſt gänzlich auf das Vergnügen des Theaters verzichten müßte, gab ihm Joſef

zur Antwort: „Machen Sie es, wie mein Geſandter in Paris es machen muß, lernen Sie deutſch!“

„Wir ſind ja in Deutſchland, warum antworten Sie mir nicht deutſch?“

(Zu einer Dame, die zum Kaiſer franzöſiſch ſprach.)

Als der Kaiſer ſich gedrängt ſah, ſeine Verordnung, „die Leichen in Säcken zu begraben“, zurücknehmen zu müſſen, reſkribirte er: „Wollen ſie durchaus länger faulen, ſo iſt mir nichts daran gelegen.“

„Ich würde Ihnen gern mit der Stelle, worum Sie mich bitten, dienen, wenn ich dieſelbe nicht ſchon längſt der Billigkeit verſprochen hätte“

(ſagte Joſef zu einem Bewerber, d. h. einem unwürdigen.)

Ein naher Anverwandter der Kaiſers, der die Gattin eines ohnlängſt geadelten Bürgers liebgewonnen hatte, bat den Monarchen, er wolle den in mancher Rückſicht verdienſtvollen Mann in den Freiherrnſtand erheben. Joſef antwortete mit anſcheinendem Mitleid: „Der Mann ſcheint mir ohnedies genug gekränkt zu ſein; warum ſoll man ihn noch

mehr kränken?" Wie ſo? verſetzte der hohe Bittſteller? „Wäre denn," antwortete Joſef, „dieſe Degradirung nicht eine Kränkung, wenn ein bereits „gekröntes" Haupt hintennach erſt baroniſirt werden ſollte?"

(Sch.)

Ein fremder Offizier bat den Kaiſer um Dienſt und legte ſeine Zeugniſſe von vier Monarchen vor. „Und warum verließen Sie an allen vier Orten Ihren Dienſt? — „„Weil ich nirgends nach Verdienſt belohnt worden bin."" — „Sie ſollten es alſo," meinte Joſef, „ſchon aus eigener Erfahrung wiſſen, daß der, welcher vielen dient, von keinem belohnt werde." — „„Eben darum, antwortete der Offizier, „„komme ich zu Eurer Majeſtät, denn ich werde beſſer und treuer als viele andere Offiziere dienen."" „Wie ſo?" fragte Joſef. „„Weil ich bereits gelernt habe, auf Belohnung zu verzichten, was viele von Eurer Majeſtät Kriegshelden noch nicht gelernt haben."" — „Sie ſollen es auch nie lernen," ſagte Joſef, „denn wer für Belohnungen kein Gefühl mehr hat, der wird auch keine Strafe mehr fürchten."

(Sch.)

Zu Gunſten eines Witzwortes konnte Joſef viel verzeihen; ſo einſt einem alten General, der betrunken vor ihm niederfiel und ſtammelte: „Me voilà porté tout naturellement aux pieds de V. M!"

„Fiat ex ligno Mercurius“ — ſetzte Joſef auf die Bittſchrift eines Holzwarts um eine Kanzleidienerſtelle.

„Ich halte es mit der Frau. — Joſef“, antwortete Joſef, als ein Fabrikant mit der Erlaubniß zur Anlegung einer Fabrik zugleich um einen Vorſchuß dazu bat, weil ſeine Frau nichts hergeben wolle.

„N. N. ſoll mich und ſeinen Bart ungeſchoren laſſen“ — ſchrieb Joſef auf die Bittſchrift eines ſtolzen Iſraeliten, welcher gegen das Verbot des Oberrabiners ohne Bart gehen wollte.

„Sie haben ſo ſchön gehandelt, daß nur Gott Sie belohnen kann,“ ſagte Joſef zu einem der heuchleriſchen Proſelyten ſeiner frommen Mutter, und derengleichen wurden ſelten, als er die Penſionen einzog. Er dachte im Herzen darüber wie der Beichtvater ſeiner Mutter, welcher zu einem Proteſtanten über einen zur katholiſchen Kirche Uebergetretenen ſagte: „Sie haben einen Sch . . . k . . . verloren und wir nun einen mehr.“

In der königlichen Schatzkammer eines anderen Staates ſah der Kaiſer die alte Krone der Krönung früherer Könige dieſes Landes. Der König ſelbſt machte darüber die

Bemerkung, daß die Arbeit eine ſehr einfache und die Krone in Bezug auf Edelſteine ziemlich leer ſei. Joſef fiel dem Könige mit den Worten in die Rede: „Ueberhaupt iſt jede Krone ohne Kopf eine leere Sache.“

(Sch.)

Ein Mann aus vornehmer Familie, der ſein Erbtheil an Gütern und beträchtlichem Baarvermögen bald verſchwendet hatte, kam in die äußerſte Noth und bat den Kaiſer um eine augenblickliche Hilfe mit der Bemerkung: er könne ſein Unglück nicht mehr ertragen. „Dies wundert mich eben nicht,“ entgegnete ihm Joſef, „weil Sie nicht einmal Ihr Glück haben ertragen können.“ Indeſſen wies er ihm eine ſeinen Fähigkeiten angemeſſene Anſtellung zu.

(Sch.)

Als der Miniſter einem griechiſchen Erzbiſchof, der als Pope wegen eines Vergehens fünfzig Prügel bekommen hatte, den Geheimrathscharakter verweigerte, den Joſef ihm bereits zugeſagt, lächelte Joſef nur und meldete trocken: „Ueber das „Geheime“ hat er ſeine öffentliche Prüfung erſtanden; fünfzig Prügel vermochten ihn nicht zum Geſtändniß zu bringen, und ſo mag er Geheimrath heißen.“

Auf die Bitte, eine Ehe zwiſchen zwei Höfen ſtiften zu wollen, deren Erfüllung ebenſo wie das Abſchlagen

bedenklich erſchien, antwortete Joſef, als er in ſeiner Krankheit nochmals daran erinnert wurde: „Ich hoffe bald zu meinen Vätern abzureiſen, und, da alle Ehen im Himmel beſchloſſen zu werden pflegen, hoffe ich, auch etwas Entſcheidendes inbetreff der bewußten Sache berichten zu können.“ (Sch.)

Beim Ausbruch des Türkenkrieges reiſte Joſef nach Mariazell, und das Volk ſah dies für eine Wallfahrt an; der Kaiſer dagegen äußerte zu einem Vertrauten: „Die Leute irren ſich, Wallfahrt iſt es nicht, aber Sorge für die ſchönen Steine und die großen ſilbernen Kannen. Denn wie ich in der erbaulichen Chronik von Mariazell leſe, ſo kamen die Türken auch einmal hierher, um dieſe Kirche zu plündern, aber da ſie vor das Gnadenbild traten, wurden ſie blind. Ich fürchte, daß die Türken jetzt mit beſſeren Augen kommen möchten.“

Kaunitz rieth zu den nöthigen Vorſichtsmaßregeln im Falle eines Angriffs der Holländer, der Kaiſer antwortete: „Sie werden nicht ſchießen.“ Der Miniſter ſchickte ihm bald darauf die Depeſchen aus Brüſſel nach Ungarn nach mit den lakoniſchen Worten: „Sie haben geſchoſſen.“ (Pg.)

Auf einer Reiſe nach Mantua entging der Kaiſer einer großen Gefahr, da eine Brücke, als er eben hinübergefahren war, hinter ihm einſtürzte. „Siehe da,“ rief Joſef aus, „eine ſchöne Anekdote für die Schmeichler; ſie werden nicht ermangeln zu ſagen, daß dieſe Brücke Ehrfurcht vor mir gehabt habe.“

(Car.)

Auf einer ſeiner Incognitoreiſen wollte ein naſeweiſer Poſtmeiſter durchaus wiſſen, welche Charge Joſef bekleide, der gerade dabei war, ſich den Bart abzunehmen. Joſef ſagte: „Ich bin der Barbier des Kaiſers.“ Der Poſtknecht, welcher ihn fahren mußte, war nun übler Laune, weil er ſtatt des Barbiers gern den Kaiſer ſelbſt hätte fahren mögen; als ihm Joſef aber zwei Dukaten Trinkgeld gab, rief er: „Nun kann mich der Kaiſer im A.....!“ — Der Kaiſer nahm dieſe naive Derbheit zu Gunſten eines Witzwortes durchaus nicht ungnädig.

Auf einer Reiſe nach Rom ſpeiſte Joſef, in einfacher Lieutenantsuniform, mit einem Baron, der nach Wien ging, um ſich um Dienſte zu bewerben. Der Herr Baron that ſehr vornehm und ſtolz und nahm, als ihm Joſef Empfehlungsſchreiben anbot, dieſe herablaſſend entgegen; wie ſtaunte er aber, als er in Wien ſich im Beſitze eines Befehles des Kaiſers, dem er doch wohl gefallen haben mußte, befand, ihn als Hauptmann anzuſtellen.

„Ich ſehe, Preußen hat den Garten und ich den Zaun“ — rief Joſef bei ſeiner ſchleſiſchen Reiſe aus.

Auf einer Reiſe mit der Kaiſerin Katharina, welche bekanntlich glaubte, die Städte, welche ſie zu bauen befohlen hatte, ſeien bereits gebaut, wenn ſie nur die darauf geſchlagene Medaille in ihrer Sammlung hatte, legte Katharina zu Jekatherinoslaw den erſten Grundſtein und Joſef den zweiten. Letzterer bemerkte darauf ſcherzend: „Katharina hat den erſten Stein gelegt und ich den — letzten.“

Beim Profeſſor Sauſſure zu Genf, wo der Graf von Falkenſtein am 13. Juli eintraf, ſah er die Genfer Damen und begegnete ihnen aufs huldreichſte; als man ihm aber eine Partie Tanz vorſchlug, entgegnete er: „Ich bin kein beſonderer Tänzer, und da mein Aufenthalt ſehr kurz ſein ſoll, ſo will ich mir denſelben nicht ſchwer machen.“

(Nbg.)

Als der Graf von Falkenſtein eines Tages zu Verſailles im Vorzimmer auf dem Schloſſe war und ſich mit den Hofleuten ganz vertraulich unterhielt, ließ ihn der König zu ſich ins Zimmer einladen. „Nun wird man,“ ſagte da der Graf zu den Umſtehenden, „mich für einen Günſtling halten.“

(Nbg.)

Als der Graf von Falkenſtein nach ſeiner Ankunft in Verſailles das erſtemal zur Tafel gerufen wurde, ſagte er: „Ich muß gehen, ich ſtehe nunmehr unter der Vormundſchaft meiner Schweſter.“

(Abg.)

„In Verſailles angekommen, beſuchte der Graf von Falkenſtein die Grafen von Maurepas und Vergennes. Der Kammerdiener, dem Maurepas geſagt, er ſei nur für den Grafen zu ſprechen, dabei aber den Namen nicht deutlich ausgeſprochen hatte, irrte ſich, als der Graf ſich anmeldete, und glaubte, ſeinen Herrn nicht ſtören zu dürfen, weil der Großſiegelbewahrer bei ihm war, und erſuchte den Grafen, zu warten. Indeſſen ſagte jemand im Vorzimmer: es iſt ja der Kaiſer. Der Kammerdiener wollte es nun ſeinem Herrn eiligſt melden, der Graf hielt ihn aber mit den Worten zurück: „Der Graf von Falkenſtein kann wol warten!“ und wartete wol eine Viertelſtunde geduldig im Vorzimmer. Als ſich Maurepas des Irrthums wegen entſchuldigte, ſagte der Graf: „Die Geſchäfte zum Beſten des Staates haben allemal den Vorzug vor dem Beſuche der Partikularen.“

(Abg.)

Bei einem Diner mit dem König und der Königin ſetzte man für den Grafen einen Fauteuil hin; er wollte dieſen nicht annehmen mit der Bemerkung: „Sire, auf meinen Reiſen habe ich mich gewöhnt, auf Stühle von Stroh oder Holz mich zu ſetzen, und ein Fauteuil

und von einer Frau verſorgen ließ. Am anderen Tage ſchickte der Graf dem Abt noch eine goldene Tabaksdoſe mit ſeinem Porträt in Medaillon. (Abg.)

Der Graf von Falkenſtein beſuchte Lemoine, den Phidias damaliger Zeit, und machte ihm viele und anerkennende Bemerkungen über ſeine berühmten Bildwerke, ſo über eine Büſte der Dubarry, von der er fragte, ſie wäre wol ſehr ähnlich und wenig geſchmeichelt. Er bemerkte eine andere Büſte, und fragte, von wem dieſe wäre? „Helvetius" (ein berühmter Philoſoph, der 1771 geſtorben), erwiderte der Bildhauer. Sofort äußerte der Graf: „Ich bin betrübt, daß er geſtorben iſt; ich würde ſehr erfreut geweſen ſein, ihn zu ſehen und mit ihm zu plaudern." (Ducr.)

Der Graf von Falkenſtein war eines Tages zum Diner mit dem König und der Königin eingeladen. Bei der Tafel ließ der König ſeinem Gardeoffizier befehlen, daß er dieſen Abend zu Pferde promeniren wolle. Es war Gebrauch bei Hofe, daß der König auf dieſen Promenaden von 12 Garde du Corps mit ihren und mehreren anderen Offizieren begleitet wurde. Da ſagte der Graf: „Mein Bruder, können Sie nicht promeniren ohne all dieſen Apparat? Erlauben Sie, daß ich allein Ihnen als Kapitän der Garde aufwarte, und befehlen Sie nicht dies zahlreiche und glänzende Gefolge." Seit dieſem Abend machte der König wiederholt, auch mit der Königin, allein ſeine Promenade von Trianon durch den Park von Verſailles und durch die Menagerie ꝛc. zurück. (Abg.)

Der Graf von Falkenſtein wohnte in Paris im Hôtel de Tréville, und der Wirth, ein Deutſcher, Namens Schelling, bat ihn um die Erlaubniß, ſein Haus künftig Hotel de l'Empereur nennen zu dürfen. Der Wirth ließ auf einer ſchwarzen Marmortafel mit goldenen Buchſtaben dieſe Inſchrift anfertigen und zeigte ſie dem Grafen, welcher mit Laune ſagte: „Man muß ſetzen Joſef II. und das Jahr 1777, weil ſonſt die Nachwelt nicht wiſſen wird, welcher „Kaiſer" in dieſem Hauſe gewohnt habe. Es hat ſchon mehrere vor mir gegeben, und es wird auch, glaube ich wohl, noch mehr nach mir geben." Auf dieſen gutmüthigen Spott des Grafen, der bekanntlich auf die Verehrung blos des „Kaiſers" wenig gab, ließ der exaltirte Wirth wirklich noch Namen und Jahreszahl auf das Schild hinzufügen. (Duer.)

Als der Graf von Falkenſtein die königliche Naturalienſammlung zu Paris geſehen hatte, ſagte er zu dem berühmten Gelehrten Buffon, es befänden ſich in ſeinem Kabinet zu Wien Sachen, die man in dem königlichen nicht träfe. Aber, entgegnete Buffon, ſollte nicht auch das Pariſer Kabinet Seltenheiten beſitzen, welche dem Wiener fehlten? — „Allerdings," antwortete der Graf, „und es würde leicht ſein, durch gegenſeitige Vertauſchungen beide vollſtändig zu machen, wenn man ſich dabei nicht vor den einſichtsvollen Kenntniſſen des Herrn von Buffon zu fürchten hätte." — Es wäre noch mehr von der kaiſerlich großmüthigen Freigebigkeit zu befürchten, entgegnete höflichſt Buffon. (Abg.)

Als eines Tages der Graf von Falkenſtein die Ateliers aller Maler beſuchte und manche ſteile, kleine und wenig feſte Treppen erſtiegen hatte und ihm der König in ſeinem Schloſſe des Louvre ein Quartier gab, war bekannt geworden, daß der Kaiſer an dieſem Orte zu ſehen ſein werde, und eine große Volksmenge hatte ſich dort verſammelt. Der Hof war eng angefüllt und beengt, um ſo mehr, als der Kommandant der Garde, in löblicher Abſicht, einen Trupp Soldaten aufmarſchiren und den Tambour trommeln ließ. Als der Graf dieſe Vorbereitung und die Volksmenge bemerkte, fühlte er ſich verlegen und ſagte, man ſolle doch dieſen ganzen Apparat unterlaſſen, da er dergleichen gar nicht liebe; man ſtellte ihm vor, daß dies nur deshalb geſchehe, um ihm Platz zu machen. „Oh," ſagte er, „ich werde ſchon durchzukommen wiſſen!"

(Ducr.)

Als der Graf von Falkenſtein im Louvre war, um die Galerie des Apollo auf der Flußſeite, nach dem Waſſer blickend, zu ſehen, wo man eine ſehr prächtige Ausſicht und einen weiten Ueberblick über die Stadt und das Land hat, bemerkte einer der ihn Begleitenden, daß es Heinrich IV. geweſen, welcher dieſen vorſpringenden Platz habe bauen laſſen, um ganz Paris dem Blicke freizugeben; da ſagte der Graf: „Ich bin gar nicht überraſcht davon, Heinrich IV. wußte immer ſich gut zu placiren."

(Ducr.)

Inhalts-Verzeichniß.

1. Josef als Kaiser und Selbstherrscher 5
2. Josef gegen Papst und römische Geistlichkeit, Jesuiten und Mönchsthum 33
3. Josef's Toleranz inbetreff Protestanten und Juden; über Ehe, Kirche, Bildung der Geistlichen und Schule 63
4. Josef's Politik über die Türken und Rußland, über Deutschland und Preußen 88
5. Josef als Feldherr und Soldat 100
6. Josef als Beamter und Arbeiter über seine Beamten 109
7. Josef über Handwerk, Gewerbe und Handel, Presse, Buchhandel und Censur 122
8. Josef als Sohn, Gatte und Bruder 136
9. Josef über die Frauen 141
10. Josef als Vater der Armen 147
11. Josef als Mensch; über Gleichheit, Adel, Privilegien, Leibeigenschaft, Freimaurerei ꝛc. 157
12. Josef's Leutseligkeit, Wohlthätigkeit und Großmuth 168
13. Josef's Humor und Satire; Anekdoten 182

Quellen-Verzeichniß.

(Die vorgesetzten Abkürzungen sind die Chiffren, wie sie im Buche den einzelnen Stellen beigefügt.)

(Ar.) v. Arneth; Maria Theresia's letzte Regierungszeit bis 1780. 2. Band. (Wien 1877.)

" " Maria Theresia und Josef II. Ihre Korrespondenz (französisch). (Wien 1867.)

" " Josef II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel (französisch). (Wien 1872.)

(Br.) Briefe Josef's II., als charakterist. Beitrag zur Lebensgeschichte. 1. Aufl. 1821, und 3. Auflage zeitgemäß erklärt von Franz Schuselka. (Leipzig, Brockhaus 1846.)

(Bru.) Brunner (ein Gegner Josef's); die theologische Dienerschaft am Hofe Josef's II. (Wien 1868) und: Correspondences intimes avec Cobenzl et Kaunitz. (Mainz 1871.)

(Bu.) Burkhardt; Josef's II. Lebens- und Regierungsgeschichte.

(Car.) Caraccioli; Leben des Kaisers Josef II.

(Co.) Cornova; Leben Josef's II. (Prag 1801.)

(Cx.) Coxe; Geschichte des Hauses Oesterreich. Band IV. (Leipzig Brockhaus, 1817.)

(Duc.) Anecdotes intéressantes et historiques de l'illustre voyageur pendant son séjour à Paris. Par Chev. Du Coudray. (Leipzig 1777.)

(C. j.) Codex juris ecclesiastici. Sämmtliche Verordnungen Kaiser Josef's in Kirchenangelegenheiten ꝛc.

(G.-H.) Groß-Hoffinger; Lebens- und Regierungsgeschichte Kaiser Josef's II. (Stuttgart 1835/7.)

(Hü.) **Hübner**; Lebensgeschichte Josef's II. oder Rosen auf dessen Grab. (Salzburg.)

(M.) **Meynert**; K. Josef II., ein Beitrag zur Würdigung des Geistes seiner Regierung. (Wien, Seidel und Sohn, 1862.)

(Mbg.) Josef II. auf seiner Reise nach Paris. (Naumburg 1777.)

(Pg.) **Paganel**; Geschichte Josef's II. Briefwechsel mit General d'Alton. Aus dem französischen von Köhler. (Leipzig 1844.)

(Pz.) **Pezzl**; Charakteristik Josef's II. (Wien 1790 und 1803.)

(Ra.) **Ranke**; die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—90. (Leipzig 1871/2.)

(Rau.) **Raumer**; Beiträge zur neueren Geschichte. Th. IV u. V. (Leipzig 1839.)

(Rsh.) **Ramshorn**; Kaiser Josef II. und seine Zeit. (Leipzig 1845.)

(Schn.) **Schneller**; Oesterreichs Einfluß auf Deutschland. Bd. II. (Stuttgart 1837.)

(Sch.) **Schuselka**; Geheime Anekdoten von einem der größten Monarchen des 18. Jahrh., nach einem 1790 von der Censur verworfenen Manuskript. (Anhang zur 3. Aufl. der „Briefe Josef's II.". Leipzig, Brockhaus. 1846.)

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Geschichte
der
österreichisch-ungarischen Monarchie.

das ist der Entwicklung des österr. Staatsgebildes von seinen ersten Anfängen bis zu seinem gegenwärtigen Bestande.

Ein Volksbuch, nach den besten Quellen bearbeitet
von
Moritz Smets.

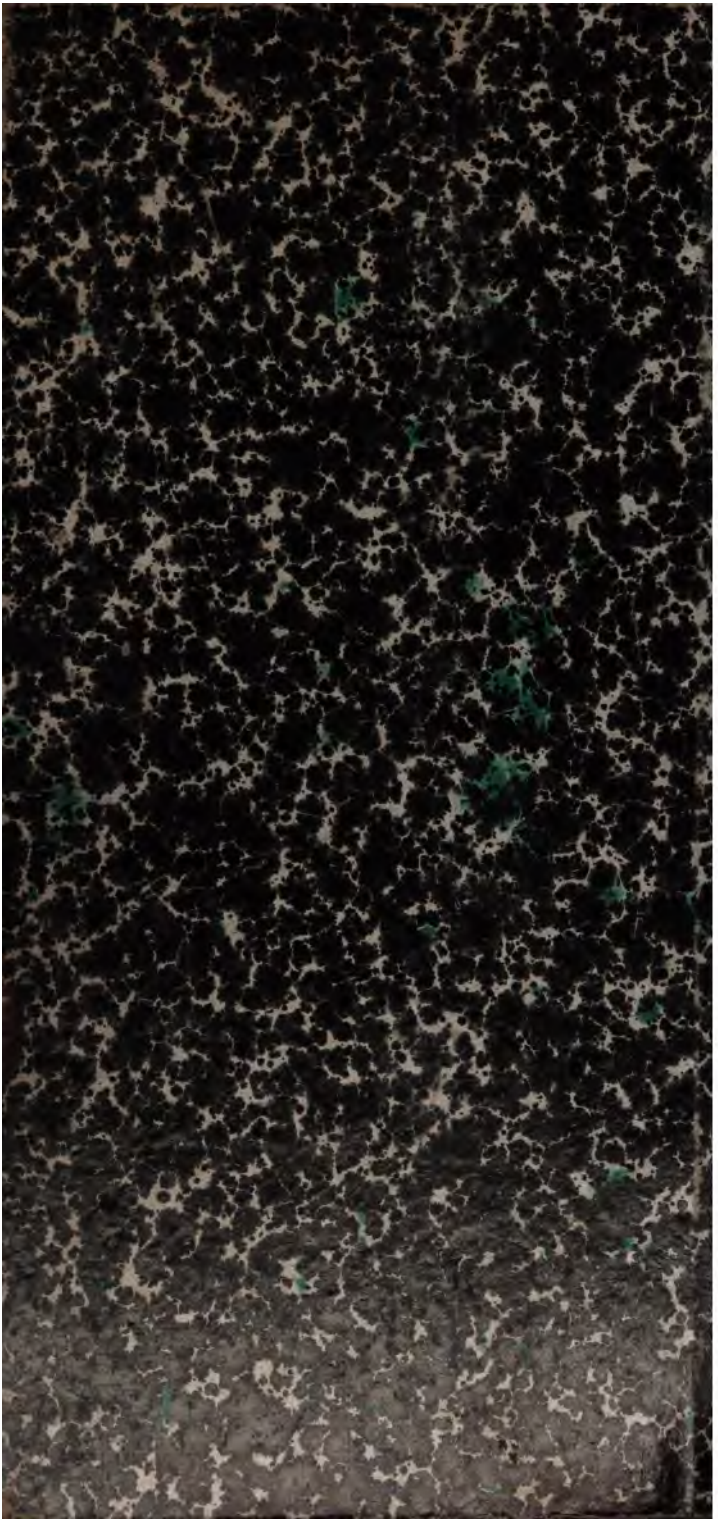
Vollständig in zwei Halbbänden à 3 fl. 60 kr. österr. Währ.
Mit 12 Illustrationen.

Der Verfasser, durch seine früheren geschichtlichen Arbeiten, welche in den geachtetsten Kreisen ehrenvolle Beurtheilungen fanden, der Lesewelt bekannt, bietet in dem vorliegenden Werke, der Frucht sorgfältigster und umfassendster Studien, die Geschichte der Völker, welche das Gebiet der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie bewohnt haben oder bewohnen, soweit die Gemeinsamkeit ihrer Schicksale mit dieser nachweisbar; die Schilderung des Werdeprozesses, des Entwicklungsganges der habsburgischen Monarchie und ihres Aufschwunges zu einer europäischen Großmacht, als welche sie eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte gespielt; endlich der mannigfachen Wandlungen, der wechselvollen Geschicke, welche selbe — unter verschiedenen Regierungs-Systemen! — von dem Tage ihrer Erhebung zu einem Erbkaiserthume bis zu jenem des Jahres 1867 durchgemacht und erfahren, an welchem sie ein aus zwei gleichberechtigten Reichshälften bestehender dualistischer Staat auf verfassungsmäßiger Grundlage: die „österreichisch-ungarische Monarchie", wurde.

Gemäß der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, ein volksthümliches, für gebildete Leser aller Stände geeignetes Werk zu liefern, hat er durchwegs dahin getrachtet, durch anschauliche und anziehende Darstellung, durch fließenden Erzählerton zu fesseln, und das Ganze weder in einen zu knappen, noch zu weitschweifigen Rahmen gefaßt; gleichwohl darf er versichern, daß durch solche Zubereitung des Stoffes dem wissenschaftlichen Ernste und gewissenhafter, gründlicher Forschung nicht der mindeste Abbruch geschah.

Das Werk, welches in zwei Halbbänden von je 36 Bogen groß Lexikon-Format zum Preise von à 3 fl. 60 kr. erscheint, ist in fünf Bücher eingetheilt, welche wieder in mehrere Abschnitte zerfallen.

Das erste Buch enthält die: „Vorgeschichte der Länder unserer heutigen Monarchie", mit den Abschnitten: 1. Von der vorrömischen Zeit bis zum Untergange der Römerherrschaft im Jahre 476 unserer Zeitrechnung. 2. Von der Niederlassung verschiedener Völkerschaften bis zum Entstehen nationaler und christlicher Reiche. (476 bis Ende des 10 Jahrhunderts.) — Das zweite Buch enthält die „Geschichte Deutsch-Oesterreichs, Böhmens und Ungarns". (Vom Beginne des 11. Jahrhunderts bis 1526.) — Das dritte Buch enthält die „Geschichte des Ländergebietes der habsburgischen Hausmacht". (1526 bis 1804.) — Das vierte Buch enthält die „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates". (1804—1867.) — Das fünfte Buch enthält die „Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie". (1867—1877.)

DB 74.6 .A25 1878 C.1
Kaiser Josefs II. i.e. des Zwe
Stanford University Libraries
3 6105 037 196 438

DB
74.6
A25
1878